Conscience

Die hölzerne Clara

von

Hendrik Conscience.

Aus dem Flämischen übersetzt

von

Philipp Gigot.

Mit vier Original-Illustrationen

von

Eduard Dujardin.

Brüssel und Leipzig.
Verlag von Kießling und Comp.
1851.



4.

Die hölzerne Clara

von

Hendrik Conscience.

Aus dem Flämischen übersetzt

von

Philipp Gigot.

Mit vier Original-Illustrationen

von

Eduard Dujardin.

Brüssel und Leipzig.

Verlag von Kießling und Comp.

1851.

Die hölzerne Clara.

I.

Meine Nichte Frederika, die liebe Kleine — Gott sei ihrer armen Seele gnädig — frug mich zuweilen mit Thränen in den Augen, warum ihre Kamaradinnen in der Schule sie so oft damit neckten: „Ihr steht da wie die hölzerne Clara.“ Sie wußte so gut wie ich, daß die hölzerne Clara der Name einer Statue war, welche an der Treppe des Waisenhauses in Antwerpen steht; aber sie hätte gerne von mir erfahren, wer diese Clara war und was ihr Name bedeutete. Damals konnte ich ihren Wunsch nicht erfüllen, und mußte ihr oft die Antwort schuldig bleiben.

Meine Nichte ruhte bereits seit Langem auf dem Kirchhofe zu Stuivenberg, das Kreuz auf ihrem Grabe war schon vermodert und verschwunden, als ich, von einem poetischen Gefühl getrieben, anfing, mit Ernst und anhaltendem Fleiße die Volkssagen meiner Vaterstadt aufzusuchen, und dabei auch erfuhr, wer die hölzerne Clara oder hölzerne Cleer, wie die Antwerpner sagen, gewesen war. Diese Geschichte, die sich kurz nach der Einnahme Antwerpens durch den Her-

zog von Parma zugetragen haben soll, gleicht im Ganzen nicht einer Volkserzählung, daher man mit Recht vermuthen darf, daß ihr eine wahre Begebenheit zu Grunde liegt. Wie dem auch sei, was hier folgt, ist nur die freie Bearbeitung von Bruchstücken, die sich hie und da im Munde alter Leute erhalten hatten.

An einem Frühlingstage des Jahres 1589 traten die Waisenmädchen aus dem Waisenhause in der Hospitalstraße mit ihrer Mutter oder Aufseherin zu einem Spaziergang; viele blickten zum Fenster des nebenstehenden Hauses hinauf und zeigten einander mit neugierigen Mienen eine reiche Frau, die hinter den Fensterscheiben saß und auf sie herunterblickte.

„Seht, das ist die reiche Segnora, die wir zur Nachbarin haben sollen," sagte die Eine.

„Ich weiß schon wie sie heißt!" rief eine Andere. „Es ist die Gräfin de Almata, die aus Spanien kömmt."

„Und woher wißt Ihr das?" frug eine Dritte.

„Ich hörte, wie es die Mutter zur Schwester Monika sagte — doch ist die reiche Segnora keine Spanierin: Ihr seht auch, daß sie blaue Augen und blonde Haare hat! Nein, sie ist aus Antwerpen gebürtig und hat den reichen Spanier geheirathet."

„Hört Ihr Trees die Schäkerin wieder Lügen ersinnen?" bemerkte lachend eine der Zuhörerinnen.

„Erkundigt Euch lieber bei der hölzernen Clara; die stand auch dabei. He! Pst! Hölzerne Clara! Hölzerne Clara!"

Bei diesem Rufe kehrte sich die Mutter des Waisenhauses um und entdeckte, daß einige ihrer Mädchen nach dem Fenster des Nachbarhauses guckten, während sie beschäftigt war, die anderen in Reih' und Glied zu ordnen. Doch genügte ein strenger Blick, um die neugierigen Schwätzerinnen zur Ordnung zu bringen; worauf sie mit be-

sonderer Vorliebe eines der Mädchen bei der Hand nahm und mit ihr vorausschreitend das Zeichen zum Aufbruch gab.

„Immer die hölzerne Clara!“ sagte Trees die Schäkerin; „das arme Zuckerkind könnte sonst in Stücke fallen!“

„Sieh nur, Anna, wie hochmüthig und wie steif sie an der Hand der Mutter einhergeht, als hätte sie einen Besenstiel im Rücken! Sie sucht sich wieder recht einzuschmeicheln!“

„Laßt doch die hölzerne Clara in Ruhe,“ fiel die lange Mie (Marie) der Plauderin in's Wort. „Sie kann wieder ein neues Liedchen, das ist wunderschön. Es fängt so an:

Gott grüß Euch, schöne Blume,
Maria, Magd des Herrn.

Diesen Nachmittag will sie es uns lehren, und noch dazu auf dem Clavier. Zwei Finger meiner linken Hand gäbe ich darum, wenn ich auf dem Clavier so schön spielen könnte, wie die hölzerne Clara.“

„Alles Recht; doch warum muß sie immer das Schooßkind spielen, als ob sie nicht eine Waise wäre, so gut wie wir? Warum ist sie auch so hochmüthig?“

„Wie so hochmüthig? Ihr wißt doch, Schäkerin, daß sie die Gefälligkeit und Freundschaft selber ist.“

Vielleicht hätten die meisten Mädchen so noch eine geraume Zeit an der hölzernen Clara ihre Zungen geübt; doch ein hübscher junger Mann, der auf einem feurigen Rosse vorbeigaloppirte, beschäftigte sie vollauf, da sie ihn genau besehen und sich über ihn ihre Bemerkungen mittheilen mußten.

Während so die Waisenmädchen in der Hospitalstraße langsamen Schrittes weitergingen, stand die Edelfrau noch immer hinter ihrem Fenster und blickte träumend auf die Straße hinunter. In ihr deutete

Alles auf eine tiefe Traurigkeit, sowol die durchscheinende Blässe ihrer Züge als der matte Blick ihrer blauen Augen und die Langsamkeit ihrer Bewegungen. Sie konnte wol über die dreißig Jahre zählen, war aber trotzdem eine schöne, stattliche Frau.

Beinahe eine Viertelstunde lang stand die Segnora bewegungslos am Fenster — da öffnete sich leise die Zimmerthüre, und ein Mann blickte spähend herein.

Da die Frau sich nicht rührte, trat der Mann in das Zimmer, ohne viel Geräusch zu machen, doch ohne sich den Anschein zu geben, als wollte er überraschen. Er ging auf die Segnora und warf neugierig einen flüchtigen Blick über ihre Schultern auf die Straße. Zufrieden gestellt, weil er auf der Straße nichts bemerkte, ging er einige Schritte zur Seite, setzte sich auf einen Stuhl und redete von da aus die Segnora an:

„Noch immer so düster, Catalina? So betrogt Ihr mich, als Ihr mir fortwährend sagtet, daß die Luft der Niederlande Euch herstellen würde. Wir sind jetzt schon volle vierzehn Tage hier, und statt daß Euch der Aufenthalt in Euerer Vaterstadt erheitere, ist das frohe Lachen verschwunden, das während unserer Herreise um Euere Züge spielte. Es thut mir sehr leid, daß ich Eueren Bitten so leicht nachgab; denn gewiß ist der spanische Himmel gesunder und heiterer, als das beständige Nebelgewölbe, das hier wie eine bleierne Kappe auf dem Boden lastet. Meine Liebe zu Euch, Catalina, muß wahrhaftig groß gewesen sein, um mich zu der gefährlichen Reise in ein Land zu bestimmen, in dem ich Freunde und Blutsverwandte durch Feuer und Schwert umkommen sah; allein ich hoffte, daß mindestens Ihr durch Freude und frisches Aufleben mir dieses Opfer ersetzen würdet. Leider scheint Ihr kränklicher zu sein, als zuvor; außer den Besuchen, die

wir zusammen bei Euren Verwandten machten, habt Ihr diese Wohnung wol nicht viel verlassen?"

Diese letzten Worte waren der Edelfrau in einem eigenthümlichen Tone zugeflüstert. Sie schlug die Augen nieder und verstummte, als ob sie sich etwas vorzuwerfen hätte.

Ihr Gemahl sprach mit erkünstelter Ruhe:

„Nein, Segnora, Ihr habt diese Wohnung noch nicht verlassen. Selbst gestern, gegen die Abenddämmerung, nachdem ich von hier fort war, um Don Fabrizio zu besuchen, seid Ihr nicht ausgegangen mit der Duegna, welche ich hier abermals nicht sehe!"

„Calisto, Calisto!" schluchzte die Edelfrau, „warum späht Ihr alle meine Schritte aus? Ihr fragt mich, warum ich unter dem Himmel der Niederlande nicht auflebe. Ich suchte hier Freiheit, und leider ist mir die Sklaverei auf dem Fuße nachgefolgt. Die Luft und die Sonne der Heimath allein kann mich nicht herstellen; ich brauche dazu auch der niederländischen Freiheit, und solang Ihr mir dieselbe grausam entzieht, solang Ihr, wie Ihr es in dem erstickenden Spanien thatet, bezahlte Spione um Euere Frau stellt, solang erwartet keine Besserung in meinem Zustande. Es ist auch unnöthig, einen andern Platz aufzusuchen; ich werde überall verkommen, wo das Joch der Sklaverei auf mir lastet."

Während die Edelfrau mit schlecht verborgenem Aerger also antwortete, blickte der Graf de Almata ihr tief in die Augen, und ein sichtbarer Zweifel brachte ihn zum Lächeln. Er frug:

„Würde die Segnora die Güte haben, ihrem Mann zu sagen, wo sie gestern, im Zwielichte, mit ihrer Duegna gewesen ist?"

„Auf dem großen Markt, Calisto."

„Darf ich auch wissen, Catalina, was Ihr dort in einem Hause von ärmlichem Aussehen suchtet?"

„Guter Gott, Calisto, in welchem Tone Ihr mich da ausfragt!“

„Es wäre einfacher, Catalina, mir mit Einem Male zu sagen, was ich zu wissen wünsche.“

„Nun, ich war ausgegangen, um in Freiheit die Abendluft zu genießen — in Freiheit, versteht Ihr wol, Calisto? Auf dem großen Platz erinnerte ich mich, daß dort eine alte Magd unseres Hauses wohnte, und ich wollte sie noch einmal sehen. Sie hatte mich in die Schule geführt, als ich noch ein Kind war; doch ist es jetzt schon acht Jahre her, daß wir die Niederlande verlassen haben. Die alte Magd ist seit langem verschwunden und verschollen; Niemand weiß, wo sie hin gerathen ist. Was ist an dieser einfachen Handlung auszusetzen?“

„Um so besser, Catalina. Ich will Euch selbst suchen helfen, wenn Ihr es erlaubt. Wie heißt die alte Magd?“

Eine brennende Röthe färbte die Wangen der Edelfrau, und erst nach kurzer Ueberlegung antwortete sie stammelnd:

„Sie heißt . . . . Anna Dezwart.“

„So,“ wiederholte der Graf ungläubig, „sie heißt Anna Dezwart. Vielleicht habt Ihr den Namen vergessen, Segnora, da Ihr doch so lange von ihr getrennt seid?“

„Calisto!“ rief die Frau, schmerzlich berührt, „ich verbiete Euch also mit mir zu sprechen. Wenn es auch wahr ist, daß Euere eifersüchtige Stimmung Euch gegen Euere Gemahlin Mißtrauen einflößt, so ist es Euch doch nicht erlaubt, Segnor de Almata, das Blut Eueres alten Waffenbruders in seiner Tochter herunterzusetzen. Ehrt in mir den edlen Namen der Ghyseghem's, dem Ihr die Erhaltung Eueres Lebens zu danken habt.“

„Euer Vater, Juan van Ghyseghem, mein Waffenbruder und Retter — Ihr seht, Segnora, daß ich es nicht vergessen habe — hat Euch meiner Sorge anvertraut. Ich erfülle die heilige Pflicht des

Ehestandes, und was Ihr auch einwenden mögt, Catalina, so werde ich entdecken, was Ihr in den Niederlanden aufsuchen wollt, wovon ich nichts wissen soll. Ich gestehe gerne, daß Euch mein Betragen lästig sein kann, wenn Ihr keinen Tadel verdient, ich erkläre sogar, daß ich Euch für treu und ehrbar halte; aber ich muß über Euch wachen, das Herz führt zuweilen irre, und das Geheimniß, worin Ihr Euch hüllt, birgt vielleicht eine drohende Gefahr. Ihr seht, daß ich unumwunden spreche — weil ich das Recht auf meiner Seite habe. Ihr, Catalina, könnt zu Euerem Lobe nicht dasselbe sagen, denn wer sich versteckt und verbirgt, muß wissen, warum er es thut."

Die Segnora fühlte eine tiefe Reue über ihre Heftigkeit, der Einfluß der letzten Worte des Grafen hatte ihren Unmuth sehr verringert. Sie näherte sich ihm mit einem freundlichen Lächeln; in ihrem Auge schwamm eine Thräne. Sie nahm ihn zärtlich bei der Hand und sagte bittend:

„Lieber Calisto, verzeiht mir, ich habe Unrecht. Doch, warum behandelt Ihr mich mit Mißtrauen? Warum erforscht Ihr eine ganz unbedeutende Sache, als wäre ich eine Angeklagte, die vor ihrem Richter steht? Ihr verlangt, daß ich munter und aufgeweckt sei, daß ich Euch Freundschaft zeige und eine erheiternde Gefährtin sei? Wohlan, so spionirt mich nicht länger aus; gönnt mir die Freiheit, welche die anderen Frauen in den Niederlanden genießen, und Ihr sollt sehen, wie dankbar ich Euch lieben werde, nicht bloß als meinen theueren Mann, sondern als meinen Wohlthäter und Lebensretter!"

„Ich weiß nicht, Catalina, wie Ihr Euch mit dem Gedanken plagen könnt, als lebtet Ihr in der Sklaverei. Ich spionire nicht nach dem, was Ihr thut; doch warum weckt Ihr meinen Argwohn, indem Ihr heimlich ausgeht, ohne es mir früher mitzutheilen? Mein Diener, Domingo, sah Euch gestern in der Flur eines Hauses auf dem großen

Markte mit einem Weibe sprechen; was ist natürlicher, als daß er mich davon in Kenntniß setzt? — Gerne würde ich alles Mißtrauen aus meiner Brust entfernen, wenn es mir möglich wäre. Doch meine Unruhe hat ihren Grund in dem spanischen Blute, das in meinen Adern rollt, oder in Euerem räthselhaften Betragen, Catalina, und sie wird nicht früher schwinden, als ich von Euch selbst die Aufklärung über ein Geheimniß habe, das trotz Eueres Leugnens besteht. Ich bin überzeugt, daß Ihr nichts Schlimmes vorhabt, Catalina; aber ich bin ein Mann, und dazu ein Spanier. Seid auch großmüthig und vergeßt das nicht."

„Calisto, Calisto, könntet Ihr in meinem Herzen lesen! Ich möchte lieber hundertmal den Martertod ausstehen, als Euch die Liebe und Dankbarkeit entziehen, die ich Euch schuldig bin. Euer Argwohn macht mir die Brust enge; habt Mitleiden mit mir!"

„Nun, meine arme Catalina, seid nicht traurig; jetzt ist Alles wieder vorüber. Laßt uns dieß peinliche Gespräch abbrechen. Gott behüte Euch, meine Liebe! in einer halben Stunde müssen wir bei der Segnora de Beza de Santa-Cruz den versprochenen Besuch machen Bis dahin wird hoffentlich Euere Duegna zurück sein, um Euch begleiten zu können."

Hiermit küßte er zärtlich die Hand seiner Gemahlin und verließ das Zimmer.

Erschöpft fiel die Edelfrau in einen Stuhl und bedeckte ihre Stirne mit beiden Händen; sie mußte in diesem Augenblicke heftige Schmerzen ausstehen, denn alle ihre Glieder zitterten fieberhaft. Bald rollten einige Thränen aus ihren Augen, und ihre beklommene Brust hob sich zu tiefen Seufzern. Ohne Zweifel kämpfte die unglückliche Segnora gegen ein Loos, das sie nicht zu ändern vermochte; auch richtete sie sich kurz nachher mit Muth und Entschlossenheit auf, und

wischte sich die Thränen aus den Augen. Es zeigte sich jetzt auf ihrem Gesicht ein sehnsuchtsvolles Lächeln; sie ging auf die Zimmerwand zu, und klopfte mit der Hand dreimal dagegen. Bald hörte man das Geräusch eines Stuhles und die eilenden Schritte einer Person, die vielleicht schon lange auf das Zeichen gewartet hatte.

Vorsichtig trat eine Frau in das Zimmer ein. Die Segnora stand auf, ohne zu sprechen, machte leise alle Thüren auf und wieder zu, worauf sie die Duegna bei der Hand faßte und schweigend in die Ecke des Zimmers an das Fenster führte. Dann wandte sie sich mit gedämpfter und fast unhörbarer Stimme an die alte Frau, während ein Strahl von Hoffnung ihr Gesicht erhellte:

„Wohlan, Ines, liebe Ines, habt Ihr endlich Etwas entdeckt? Wißt Ihr, wo Anna Canteels geblieben ist?“

„Ja, ich weiß jetzt, wo sie in der Stadt wohnt, Segnora!“

„Endlich, mein Gott! Das mildert meinen Schmerz .... Was bin ich froh, liebe Ines!“

„Ihr werdet noch viel froher sein, wenn Ihr erfahrt, was ich vernommen habe?“

„Was, Ines, was? Sprecht doch..“

Die alte Duegna legte, mit einem heitern Lächeln, den Finger auf den Mund, und flüsterte der Edelfrau in's Ohr:

„Dank Gott, ich weiß auch, wo *sie* sich befindet.“

Dieses Wort *sie*, mit Nachdruck ausgesprochen, mußte für die Edelfrau einen sehr deutlichen Sinn haben; denn sie sprang lachend und doch zitternd auf, und that sich sichtbare Gewalt an, um ihre Bewegung zu bekämpfen.

„Sie, sie?“

„Ja, Segnora, sie lebt und ist von Euch nur wenige Schritte entfernt.“

„Oh, wie sehr peinigt Ihr mich, Ines! Sprecht deutlicher, Ines; ich kann an ein so unverhofftes Glück nicht glauben."

„Zweifelt nicht länger daran, Segnora; sie, die wir suchen — nicht die Alte, sondern die Andere, lebt nicht ferne von hier."

Diese plötzliche Erfüllung alles dessen, was sie kaum zu hoffen wagte, rührte die Edelfrau ungemein; ihre Züge waren bald glühend, bald bleich, sie fühlte ihre Kräfte schwinden und mußte sich an den marmornen Pfeiler des Kamins lehnen. Dort sprach sie fast unvernehmlich:

„Wo lebt sie? Steht mir bei, liebe Ines, ich werde ohnmächtig. Nun ist es, denke ich, vorbei. Sagt mir schnell, wo sie ist?"

„Wartet etwas, Segnora, bis Euch die Sinne wiederkehren — nur einen Augenblick — die Freude über die glückliche Neuigkeit ergreift Euch allzusehr; vielleicht würdet Ihr die Nachricht, die ich Euch mitzutheilen habe, nicht recht verstehen."

„Seht mich nur recht an, grausame Freundin! Ich zittere noch, doch fehlt es mir nicht an Kraft. — Von welcher Nachricht sprecht Ihr? Soll mir Euer Mund statt der Rettungsworte, die Ihr verspracht, meine Verurtheilung ankündigen?

„Ach, arme Segnora, Ihr redet irre. Haltet Euch still und bleibt kaltblütig, ich werde Euch sagen, wo sie ist."

Mit diesen Worten wies die Duegna nach der Zimmerwand und horchte auf ein fernes Geräusch; dazu sprach sie geheimnißvoll:

„Segnora, die Waisenmädchen im Hause daneben sind so eben mit der Mutter vom Spaziergang zurückgekehrt. Hört Ihr nicht, wie ihre Stimmen aus der Ferne durch diese Mauer dringen?"

„Ja, Ines, ich höre sie täglich — doch, was meint Ihr damit?"

„S i e ist dort, zwischen den Waisenmädchen, Segnora; vielleicht klingt ihre Stimme in diesem Augenblick an Euer Ohr!"

„Gott, ist es möglich!“ rief die Edelfrau mit Heftigkeit, „sie wäre dort, so nahe bei mir!“

Und wie von einem unwiderstehbaren Gefühle hingerissen, lief sie gegen die Wand und legte ihren Kopf dagegen, während sich auf ihrem Gesichte unnennbare Seligkeit und ängstliche Aufmerksamkeit paarten.

Lange horchte sie mit vergnügtem Lächeln, bis die Ruhe ihr wallendes Blut gekühlt und ihre Nerven abgespannt hatte. Ueberdieß war seit einem Augenblick jeder Wiederhall verschwunden, vermuthlich weil die Waisenmädchen aus dem Hofe in die Werkstätten gegangen waren.

Die Edelfrau kehrte ganz erfreut zur Duegna zurück, die auf sie wartete, setzte sich neben sie und frug mit leiser Stimme:

„Liebe Ines, erzählt mir nun, wie Ihr mir mit einem Mal das überschwengliche Glück bereiten konntet; wie Gottes Hand Euch in Euerem Suchen lenkte. Ihr seid doch sicher, daß man Euch nicht betrogen hat? — es wäre mein Tod!“

„Hört mit Geduld auf meine Erzählung, Segnora. Die Zeit ist kostbar, denn Domingo hat mir bei meinem Eintritt gesagt, daß der Herr Graf vorhat, mit Euch alsbald auszugehen.“

„Domingo sagte Euch die Wahrheit — macht schnell.“

„Ich wußte heute nicht mehr, wohin ich gehen und an wen ich mich wenden sollte. Kein Wunder, Segnora, denn das unnütze Nachforschen dauert schon über vierzehn Tage. So meinte ich wieder unverrichteter Dinge zu Euch zurückzukommen, als eine alte Frau, die vor Euerer Heirath zuweilen im Hause des Grafen de Almata gearbeitet hatte, mich auf der Straße anredete und sich nach Euch erkundigte. Ihr kennt sie wol noch, Segnora, denn sie arbeitete manchmal auch bei Euerem Vater.“

„Meint Ihr Theresa Costerlings?“

„Ja, sie selbst. Allmählich brachte ich das Gespräch auf Anna Canteels — und vernahm von Theresen, daß sie auf schlimme Wege gerathen und zuletzt einen Soldaten geheirathet hatte, sowie, daß sie jetzt ein Zimmer eines kleinen Hauses in der Klosterstraße bewohne. Freudig begab ich mich in das spanische Quartier und entdeckte auch, freilich mit vieler Mühe, die Wohnung der Anna Canteels. Oh, Segnora, das Weib ist recht zu beklagen; sie ist bleich und ausgemergelt wie ein Skelett, und dazu in einem unglaublichen Schmutze. Doch scheint das Herz bei der unglücklichen Soldatenfrau gut geblieben zu sein; denn sobald ich von Euch zu sprechen anfing, stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und sie flehte schluchzend um Vergebung. Von ihr vernahm ich denn, daß der Schatz, den Ihr ihr gelassen hattet, während einiger Jahre dazu diente, um sie auf dem Lande aufzuziehen und zu verpflegen. Später hatte Anna Canteels schlechte Bekanntschaften im Militär, und wurde zu einem liederlichen Leben verführt. Dann heirathete sie einen Soldaten, wahrscheinlich den schlimmsten; denn er hat ihr durch Schläge und Mißhandlungen den Schatz entrissen, der ihr anvertraut war. Doch lieferte sie ihn nur unter der Bedingung aus, daß ihr Loos früher gesichert würde. Es würde zu lang dauern, Euch zu erzählen, welch' rührende Geschichte von einem umgekommenen Soldaten und einem abgebrannten Dorfe sie ausfindig machte, und wie sie, durch die Fürsprache reicher Leute, im Waisenhause untergebracht wurde. Dieß ist genug für heute Abend — Sie befindet sich noch immer im Waisenhaus, hier nebenan, und heißt unter den Mädchen die hölzerne Clara.“

„Die hölzerne Clara! Ein Spottname. Vielleicht ist sie dort Verfolgungen ausgesetzt?“

„O nein, Segnora, man nennt sie so, weil sie die Gewohnheit hat, sich gerade und steif zu halten; es scheint, daß jedes Waisenmädchen einen Beinamen der Art erhält, und da mag die hölzerne Clara noch zu den schönsten gehören. Doch ich will fortfahren, denn ich höre, daß man sich unten zum Ausgehen bereit macht. Kommt inzwischen an den Spiegel, Segnora, daß ich Euch im Anziehen helfe. Das leise Sprechen ermüdet doch bedeutend, ich kann kaum weiter. Während ich mich mit der weinenden Anna Canteels unterhielt, ging die Thüre auf, und ein häßlicher Soldat mit langem Schnurbarte und wildem Aeußern trat taumelnd in das Zimmer. Es war ihr Mann; der betrunkene Kerl besah mich mit Mißtrauen und war sehr ungehalten, daß seiner Frau die Thränen über die Wangen rollten. Er rückte sie mit Gewalt vom Stuhle weg und schob sie in eine Ecke, wo er, mit manchem Fluche, über meine Gegenwart eine Erklärung forderte. Die arme Anna leistete ihm einen Augenblick Widerstand, doch bald sah sie sich durch seine Mißhandlungen gezwungen, Alles zu bekennen. Alsbald verlangte der Soldat mit Ungestüm Geld, und wurde erst dann ruhig, als ich den Inhalt meiner Tasche in seine Hände geleert hatte. Auch versprach ich, ihm wöchentlich eine kleine Summe zu schenken. So ließ ich ihn ganz besänftigt — doch hört, Segnora, der Graf de Almata kömmt die Treppe herauf. Zum Glück seid ihr bereit, mit ihm auszugehen."

Wirklich trat der Graf mit freundlicher Miene herein und wartete einen Augenblick am Spiegel, bis seine Frau ihre Toilette vollendet hatte. Mit freudiger Verwunderung merkte er, daß ihre Augen in neuem Lebenfeuer strahlten und sogar zuweilen liebreich auf die seinigen fielen. Er meinte darin ein Gefühl von Dankbarkeit für seine frühere Nachgiebigkeit zu entdecken, und ergötzte sich an dem holden Anblick seiner Frau. Er nahm sie bei der Hand, und sie verließen

beide das Zimmer, um die Segnora de Veza de Santa = Cruz zu besuchen.

II.

Am nächsten Morgen wachte die Gräfin de Almata viel früher auf als gewöhnlich. Selbst ihre Duegna war noch nicht aufgestanden, als die Edelfrau ihr Bett verlassen und angefangen hatte, sich anzukleiden, um auszugehen. Das beständige Lächeln um ihre Lippen und die Hast ihrer Bewegungen bewiesen deutlich, daß eine fröhliche Ungeduld sie antrieb.

Als die Duegna in's Zimmer trat, war ihre Toilette beinahe vollendet. Die alte Dienerin glaubte darin einen Verweis ihrer Saumseligkeit zu sehen und machte sich eilfertig an die Arbeit; doch die Gräfin kehrte sich scherzend gegen sie, und rief:

„Nun, Ines, sputet Euch nicht zu sehr! Die Freude allein hat mich aus dem Bett getrieben. Gestern gabt Ihr Euch so viel Mühe um meinetwillen; ich wollte Euch nicht wecken, aus Dankbarkeit für Eueren Diensteifer.“

Damit ging sie auf die bereits getröstete Duegna zu, faßte sie bei der Hand und führte sie in eine Ecke des Zimmers. Dort sprach sie in freudiger Aufregung, doch mit gedämpfter Stimme:

„Ines, ich werde sie sehen! Ich darf sie besuchen! Mein Herz schlägt so rasch; es ist mir, als ob mir das Blut zu einem neuen Leben durch die Adern strömte. Kommt, helft mir; vor freudiger Eile weiß ich nicht mehr was ich thue.“

Erstaunt gehorchte die Duegna und sprach dazu ängstlich:

„Und der Graf de Almata, Segnora? Wird er nicht ungehal-

ten sein, daß Ihr, trotz seines Verbotes, nochmals ohne sein Wissen ausgeht?"

„Er weiß es, Ines; ich habe seine Erlaubniß."

„So? Ist es sicher, daß Ihr seine Erlaubniß habt?"

„Ganz sicher; Ihr könnt nicht glauben, wie gütig, vertrauend und zärtlich er sich gegen mich gestern erwies. Ich begreife die plötzliche Umwandlung noch nicht."

„Ich wol, Segnora. Der Graf liebt Euch ungemein. Seit acht Jahren trauert Ihr beständig und beantwortet alle seine Beweise von Gewogenheit mit einem unüberwindlichen Trübsinn. Gestern, als ich Euch die frohe Nachricht brachte, begannen Euere Augen sich zu beleben, eine lebhafte Farbe röthete Euere Wangen, Euere Stimme klang wie anmuthiges Saitenspiel. Also wart Ihr bezaubernd schön. Euer Mann, der Euch so lieb hat, konnte dem Zauber nicht widerstehen; und dazu, Segnora, habt Ihr nicht in Euerem Gespräch mehr Frohsinn und Zärtlichkeit gezeigt als je?"

„Ihr versteht gut in den Herzen zu lesen, Ines! Ja, es ist dem so; nach vierzehn Tagen, die ich in Schmerz und Trübsal verlebt, fühlte ich mich so freudeerfüllt, daß alle meine Worte freundlich und liebreich waren und den Grafen höchst glücklich machten. Als ich ihm dann im Laufe des Gespräches den Wunsch ausdrückte, das Waisenhaus zu besuchen, unter dem Vorwande, mich nach hübschen Spitzen umzusehen, küßte er mich herzlich und sagte: Geht, liebe Catalina, mein Mißtrauen ist verschwunden, verbergt Euch nicht mehr vor mir; ich weiß wol, daß die Sucht nach Freiheit Euch zu dem geheimnißvollen Handeln verleitet, weil Ihr denkt, daß ich meine Spione um Euch habe. Bleibt immer so fröhlich und zufrieden und geht hin wo es Euch beliebt. Euer edles Herz und Euer stolzer Sinn sind mir Bürgen gegen die Einflüsterungen meiner spanischen Eifersucht."

Die Brust der Duegna hob sich zu einem Seufzer; sie sprach mit aufgehobenen Händen:

„Und einen solchen Mann, die Güte und die Liebe selbst, müssen wir betrügen! Gott verzeihe uns, Segnora, wir handeln wahrhaftig sehr übel!"

Die Edelfrau ließ ihren Kopf auf die Brust fallen und schien durch diese Bemerkung ihrer Duegna ganz niedergedrückt. Nach einem Augenblick sprach sie traurig:

„Wir handeln übel, sagt Ihr? Leider könnt Ihr Recht haben; doch wie soll ich mich meinem Schicksal entziehen? Ich bin unschuldig, Ihr wißt es wol — und ich würde eher vor Scham sterben als einen einzigen unehrbaren Gedanken in meiner Brust aufkommen lassen — und doch fühle ich den Argwohn auf mir lasten."

Sie schwieg eine Weile und fügte dann hinzu:

„Soll ich ihm Alles entdecken, Ines?"

„Woran denkt Ihr da, Segnora?"

„Seht, Ines, ich liebe den Grafen, sowol aus Dankbarkeit, als der Stimme meines Herzens zufolge. Das Bewußtsein, daß ich ihn betrüge, wird mir zur wahren Höllenqual: in gewissen Augenblicken könnte ich ihm Alles mittheilen."

„Hütet Euch es zu thun, Segnora; sein spanisches Blut würde gewiß zum Kochen kommen. Sein Leben wäre durch eine für ihn unerträgliche Gewißheit vergiftet, und Gott weiß wie Euer Loos sich gestalten würde. Besser wäre es nach Spanien zurückzukehren und zu vergessen suchen, warum wir in die Niederlande kamen!"

Diese letzten Worte der Duegna berührten die Edelfrau sehr schmerzlich; sie richtete sich stolz auf, als ob man sie beschimpft hätte, warf einen starren Blick auf ihre Dienerin und sagte:

„Wovon wagt Ihr zu sprechen, Ines? Abreisen ohne sie zu sehen.

Ihr sagt das wol zum Spotte, denn Ihr wißt so gut wie ich, daß es unmöglich ist. Gebt mir meine Mantille — wir gehen."

Es steht in der Hospitalstraße ein Haus mit einer merkwürdigen gothischen Façade, deren Obertheil eine sinnbildliche Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit ziert. Ueber dem großen Eingangsthor befindet sich ein Bild in Stein gehauen, welches eine Anzahl junger Mädchen zeigt, die von einer Lehrerin Unterricht erhalten, während andere vor der Thür des Institutes stehen. Unter dem Basrelief liest man folgende Erklärung über den Ursprung und den Zweck des Waisenhauses:

Zum ehrlichen Unterhalt armer Mädchen,
Die sonst im Elend verkommen würden,
Hat ein gottesfürchtiger Mann aus bloßem Mitleid,
Im Leben unbekannt, dieses Haus begabt.

Dieser gute Mann ist aus dem Leben geschielden,
den XIX November MDLXII. Er hatte LXXIII Jahre gelebt,
und hieß Jan van der Meere, Kaufmann allhier.

Vor diesem Hause fand sich am frühen Morgen die Gräfin de Almata mit ihrer Duegna ein. Letztere hob den eisernen Klopfer des Thores auf und ließ ihn niederfallen, daß es im Hause wiederhallte. Dazu sprach sie schnell zu ihrer Herrin:

„Um Gotteswillen, Segnora, beherrscht Euch; man darf auf Euerem Gesichte nicht lesen, was Niemand ahnen soll."

Die Edelfrau antwortete nicht.

Nach einem Augenblick ward das Thor durch ein Waisenmädchen geöffnet, das ein paar Schlüssel an der Schürze trug. Sie sah ungemein heiter aus und war recht nett gekleidet. Ihre Schürze und

Haube war aus Leinwand, doch so blendend weiß und so glänzend gebügelt, daß sie als ein lebender Beweis der Sauberkeit und Sorgfalt gelten konnte, welche die Waisenmädchen im Hause umgab.

„Was beliebt der gnädigen Frau?“ frug sie mit freundlichem Lächeln.

„O! Ihr liebes Kind!“ rief die Segnora entzückt und streichelte dem Mädchen das Kinn. Dann steckte sie die Hand in die Tasche, suchte eine Weile darin und holte einen silbernen Fingerhut heraus, den sie dem Mädchen zum Geschenk gab und dazu sagte:

„Da habt Ihr Etwas, weil Ihr so nett und freundlich seid, liebes Kind! Ich komme, um zu sehen, ob ich hier hübsche Spitzen finden kann.“

„Schönen Dank, gnädige Frau,“ antwortete das Mädchen.

„Wir haben recht schöne Spitzen. Beliebt in das Zimmer daneben einzutreten.“ Und indem sie sich an die Treppe stellte, rief sie hinauf:

„Frau Mutter, Frau Mutter, kommt einen Augenblick herunter. Es ist hier eine schöne Edelfrau, die mit Euch sprechen will.“

In Kurzem erschien eine Frau von beiläufig vierzig Jahren im Sprechzimmer. Gesundheit und Seelenfriede waren auf ihrem Gesichte zu lesen, und Alles in ihr wies auf ihre Herzensgüte hin. Sie verneigte sich vor der Segnora, bot ihr höflich einen Stuhl an und sagte:

„Welche Ehre für unser Haus, daß die Gräfin de Almata sich herabläßt, die armen Waisenkinder, ihre Nachbarinnen, zu besuchen? Was kann zu Ihrem Dienste stehen?“

„Frau Mutter, ich wünsche einige hübsche Spitzen zu kaufen und bei dieser Gelegenheit ein Haus zu besehen, das sich durch seine Reinlichkeit und Ordnung so vortheilhaft auszeichnet.“

Die Mutter öffnete schnell einige große Laden und zeigte der Edelfrau zahlreiche Spitzen; doch diese konnte ihre Ungeduld nicht bemeistern und sagte:

„Ja, die Spitzen sind sehr schön, und ich werde sicher welche nehmen: doch hättet Ihr nicht die Gefälligkeit, Frau Mutter, mir vorher die Waisenmädchen an der Arbeit zu zeigen?“

Statt dieser Bitte sogleich Folge zu leisten, besah die Mutter mit Verwunderung die Segnora, in einer Weise, die fast an Unbescheidenheit grenzte.

„Nun, Frau Mutter,“ sprach die Segnora, „Ihr antwortet mir nicht?“

„Verzeiht mir, gnädige Frau,“ sagte die Mutter, „wo sind meine Sinne, lieber Gott? Ich war da vollkommen zerstreut — das ist doch sonderbar!“

„Was nimmt Euch so sehr Wunder?“ fragte die Segnora befremdet.

„Nichts, nichts, eine Aehnlichkeit! ... doch, lieber Himmel, woran denke ich? Beliebt mir zu folgen, gnädige Frau.“

Sie führte die beiden Frauen über einen viereckigen Hof zum Hintergebäude, wo die Mädchen sich befanden. Unterwegs flüsterte die Duegna ihrer Herrin ins Ohr:

„Cuidado*, Segnora!“

Der Saal, in den die Gräfin von der Mutter geführt wurde, war voll Mädchen von sehr verschiedenem Alter. Sie waren alle gleichmäßig gekleidet; die Uniform bestand aus einem schwarzen wollenen Rocke, einem blauen wollenen Leibchen mit einem platten Kragen, einer schneeweißen Schürze und einer schwarzen Sammthaube.

* Gebt Acht.

Das Haar war nach hinten gestrichen und unter der Haube verborgen., so daß sich die Stirne ganz frei und erhaben zeigte. Dazu trugen sie bei der Arbeit leinene Schutzärmel, um das wollene Leibchen vor dem Schmutze zu bewahren.

Die meisten saßen mit einem Kissen auf dem Schoß und arbeiteten an Spitzen; die übrigen nähten oder wirkten Leinwand, einige strickten mit bunter Wolle, oder stickten mit Seide und Goldfäden auf allerlei Stoffen.

Vor dem Eintritt der Mutter waren die Mädchen beschäftigt ein geistliches Lied zu singen, die Segnora hatte es vom Hofe aus gehört und in dem Chore eine klare, hohe Stimme bemerkt, die, wie eine silberne Flöte, den Gesang beherrschte. Es that ihr leid, daß bei ihrem Erscheinen mit einem Mal die tiefste Stille herrschte und jedes Mädchen ehrfürchtig das Haupt über ihre Arbeit senkte. Doch wollte dieß die vorschriftsmäßige Ordnung, und die Mutter war gleich mit der Strafe bei der Hand.

Dem Wunsche der Edelfrau gemäß, zeigte ihr die Mutter die Arbeit eines jeden Mädchens und fügte so umständliche Erklärungen hinzu, daß die Segnora nur sehr langsam durch die Reihen der Mädchen fortkam. Sich nach dem, was sie zu wissen und zu sehen wünschte, zu erkundigen, durfte sie auch nicht wagen: so sah sie sich zur peinlichsten Geduld verurtheilt und hörte fast nicht mehr auf ihre Führerin, so sehr war sie von dem Gedanken in Anspruch genommen, daß eine Person, die ihr theuerer war als das Leben selbst, in diesem Augenblick mit ihr die Luft desselben Zimmers einathmete.

Die Mutter wunderte sich sehr über die auffallende Zerstreutheit der Segnora und wollte schon ihre Erläuterungen unterbrechen, als die Gräfin plötzlich sagte:

„Euere Mädchen singen alle recht hübsch, Frau Mutter; doch habe ich eine hohe Stimme gehört, die ganz besonders lieblich klingt.“

„Ich glaube es wol,“ sprach die Mutter, „es ist die Stimme der hölzernen Clara ... Doch was habt Ihr? Ist Euch die Luft hier drückend? Wir wollen auf den Hof gehen, es ist dort in der That frischer.“

„Ihr täuscht Euch“ antwortete die Duegna eilig, doch kaltblütig. „Meine Herrin wird zuweilen plötzlich bleich; es ist eine Nervenschwachheit, die nichts zu bedeuten hat.“

„Ach, um so besser,“ bemerkte die Mutter. „Wünscht die gnädige Frau das Lied noch ein Mal zu hören?“

„Ach ja, ich werde Euch dankbar sein; doch verzeiht mir, wenn ich mich auf diesen Stuhl setze, denn ich bin sehr müde.“

Die Mutter lief nach dem andern Ende des Saales und holte ihren eigenen Lehnstuhl, der mit Leder bekleidet und mit vergoldeten Nägeln besetzt war. Sie ersuchte die Gräfin, sich in denselben zu setzen, und rief zu den Mädchen:

„Kinder, die gnädige Frau hier würde Euch gern singen hören. Clara Houtvelt, stellt Euch an das Pult!“

Während die Waisen sich anschickten, ihrer Mutter zu gehorchen, und auf ein Zeichen zu warten schienen, frug die Gräfin mit schlecht verstelltem Staunen:

„Clara Houtvelt, sagt Ihr, liebe Mutter? Habt Ihr nicht so eben von einer hölzernen Clara gesprochen, die Vorsängerin ist?“

„Wir nennen die Clara Houtvelt hier die hölzerne Clara, Frau Gräfin; es ist das Engelskind, das an dem Pulte steht.“

Und ohne auf die Miene der Segnora, noch auf die Angst zu achten, mit der die Duegna ihre Herrin besah, kehrte sie sich zu den Mädchen:

„Das Christlied! Clara, singt vor, liebes Kind; Euere Schwestern werden Euch im Chor begleiten."

Die hölzerne Clara stand wirklich am Pulte wie ein poetisches Bild der Kindheit. Sie war sehr zart gebaut, vielleicht etwas zu mager, doch störte das bei einem Mädchen von zwölf Jahren nicht. In ihren großen Augen, die wie Perlen unter ihrer alabasternen Stirne glänzten, schien sich das Himmelsblau abzuspiegeln; ihr kleiner Mund glich einem gefalteten Rosenblatte, und ein allerliebstes Lächeln ruhte auf ihrem Gesichte. Eins zeichnete sie ganz besonders aus und war mit ihrer platten Haube, ihrer Schürze und ihrem wollenen Kleide kaum zu vereinbaren: die edle Haltung und etwas Unerklärliches im Blicke, das auf eine höhere Abkunft zu deuten schien. Dieser Eindruck war selbst keiner ihrer Kamaradinnen entgangen; sie waren alle überzeugt, daß die hölzerne Clara nicht ein Kind geringer Leute war, obgleich diese Voraussetzung nur auf dem eingeborenen Adel des schönen unschuldigen Mädchens beruhte. Sobald die hölzerne Clara von der Mutter das Zeichen erhalten hatte, erhob sie ihre helle Stimme und sang:

1.

Josephus und Maria
Begaben sich zusammen
Nach Bethlehem dem Städtchen,
Aus dem ihre Ahnen stammen.

Die andern Waisenmädchen antworteten alle:

In excelsis gloria!
Et in terra pax hominibus.
Valasus, Valasus!
Gegrüßet seist Du, Herr Jesus!
Du bist unser Dominus,
Und in terra pax hominibus.



1.

Diesen Refrain wiederholten die Mädchen nach jeder Strophe. Die hölzerne Clara sang darauf wieder.

2.

Und wie es Abend wurde,
Da lenkten sie ihre Schritte,
Weil mittellos sie waren,
Auf eine verlass'ne Hütte.
In excelsis gloria u. s. f.

3.

Und um die Mitternacht,
Da that die Jungfrau gebären
Ein göttlich Kindelein,
Wie uns die Engel erklären.
In excelsis gloria u. s. f.

4.

So hatte die Jungfrau zum Sohne
Den Herren den geweihten
Des Himmels und der Erde —
Heil ihr zu allen Zeiten!
In excelsis gloria u. s. f.

5.

Joseph singt dann: Alleluja
Und die Engel singen alle:
In excelsis gloria!
Valasus, Valasus!
Gegrüßet seist Du, Herr Jesus!
Du bist unser Dominus
Und in terra pax hominibus!

Während dieses Liedes horchte die Gräfin, mit offenem Munde, ganz entzückt, als wohnte sie wirklich dem himmlischen Alleluja bei. Ihre Augen wandten sich von der hölzernen Clara nicht ab; sie hing buchstäblich an ihren Lippen. In der That hatte das Waisenmädchen

beim Singen etwas so Himmlisch-reines, ihre blauen Augen strahlten von einer innigen Sehnsucht nach Oben, ihr Lobgesang entrückte sie so sehr in das Reich der Harmonie, daß sie nur mit einer Seele, die vor Gottes Throne steht, verglichen werden konnte. Selbst die Duegna war dadurch gerührt und hatte die Gefahr vergessen, in der ihre Herrin schwebte; auch sie saß da, mit ausgestrecktem Kopfe und gaffendem Munde, und blickte auf die hölzerne Clara.

Das Lied war zu Ende, die hölzerne Clara war schon wieder an ihren Spitzen, und die Gräfin und die Duegna saßen noch immer unbeweglich da und weckten die neugierige Verwunderung der Mädchen, bis die Mutter sich der Segnora näherte und ihr mit Stolz sagte:

„Ja, gnädige Frau, man kann die ganze Stadt durchsuchen, ehe man eine Sängerin findet, wie dieses liebe Kind! Auch soll sie sich nie gezwungen sehen, Jemandem außer dem Hause zu dienen. Die Elisabethinerinnen in der Nähe, die weißen Schwestern aus der Neustraße, und die Klosterfrauen auf dem Ochsenmarkte, sie haben alle unsere Clara ersucht, in ihr Kloster zu gehen, sobald sie das Alter erreicht hat. Man will sie ohne Mitgift aufnehmen, weil sie in der Kirche die erste Stimme abgeben soll; aber aus dem Plane wird nichts, gnädige Frau. Clara ist mein Kind, und wird mich, so Gott will, nicht verlassen, so lang ich lebe. Was sagt Ihr zu ihrer schönen Stimme, Frau Gräfin?

Die Segnora war durch ein übermächtiges Gefühl beherrscht; mit Mühe hielt sie die Thränen zurück, die aus ihren Augen zu stürzen drohten. Die Duegna merkte den inneren Kampf ihrer Herrin und ergriff ihre Hand, um sie an ihre Pflicht zu mahnen und mit Muth auszurüsten. Doch ohne auf dieß Zeichen und auf die Worte der Mutter Acht zu geben, stand die Edelfrau von ihrem Stuhle auf

und eilte gerade auf die hölzerne Clara zu, die, aus Ehrfurcht vor der fremden Dame, sich gleichfalls aufrichtete und verschämt die Augen zu Boden schlug. Die Gräfin nahm das Mädchen zitternd bei der Hand und sagte stammelnd:

„Kind, Ihr habt eine Stimme wie ein Engel. Seht mich doch an, liebe Kleine. Mache ich Euch etwa Angst?“

Das Mädchen hob die schönen blauen Augen empor und sah die Segnora mit einem allerliebsten Lächeln an.

„O nein, gnädige Frau,“ antwortete sie, „Ihr sprecht ja so freundlich mit Euerer Dienerin!“

„Dienerin!“ seufzte die Segnora schmerzlich und drückte mit noch innigerem Gefühl die Hand des Mädchens. „Wollt Ihr mich küssen, Clara .... Ihr singt so wunderschön!“

„Küssen, gnädige Frau?“ sprach das Mädchen erröthend. „Ich möchte gerne, wenn ich nur dürfte.“

Kaum hatte Clara diese Worte gesprochen, so faßte sie die Segnora mit beiden Händen am Kopf und küßte sie mit soviel Feuer und Inbrunst auf die Stirne, daß die Kleine, sobald sie losgelassen war, ganz erstaunt und außer sich, zu ihrer Arbeit zurückkehrte und kaum aufzusehen wagte.

Die Mutter und die Duegna hatten sich unterdessen genähert und die flüchtige Scene betrachtet. Die erste wußte nicht, was sie davon denken sollte; es schossen ihr wol allerlei sonderbare Vermuthungen durch den Kopf, doch wollte sie denselben nicht Raum geben, sondern sich in dem Glauben erhalten, daß der Gesang der hölzernen Clara allein die Gräfin zu Thränen gerührt hatte. Die meisten Waisenmädchen betrachteten den Vorfall mit gedankenloser Neugierde oder mit Neid. Allein sie waren daran gewohnt, daß die hölzerne Clara, zu allen Zeiten und bei allen Besuchern, der Gegenstand einer beson-

dern Aufmerksamkeit und besonderer Gunstbezeigungen war, so daß sie auch jetzt nichts Anderes dahinter ahnten.

Die Duegna zitterte vor Angst; und kaum hatte sie bemerkt, daß ihre Herrin nach dem glühenden Kusse erbleichte und ein irres Feuer in ihren feuchten Augen leuchtete, so sprach sie mit lauter Stimme:

„Segnora, dieser schöne Gesang hat Euch zu sehr gerührt — Ihr seid unwohl. Die freie Luft würde Euch wahrhaftig gut bekommen; wir können ja heute Nachmittag oder morgen wiederkommen.“

Damit that sie, als ob sie ihre Herrin unterstützte, zog sie jedoch beim Aermel zum Saal hinaus und führte sie, nachdem sie wenige Minuten im Hofe zugebracht hatten, in das Sprechzimmer, wo sie beim Eintritt die Spitzen besichtigt hatten.

„Nun, Mutter,“ sprach die Duegna,“ zeigt uns schnell Etwas von Eueren schönsten Sachen; meine Herrin bedarf der Ruhe. Ich kenne auf der weiten Welt Niemanden, der für gute Musik so empfindlich ist, wie die Gräfin; sie greift ihre Nerven an und bringt sie zuweilen in Ohnmacht.“

„O, die Gräfin kann hier ihren Wunsch erfüllen und so oft herkommen, als es ihr beliebt. Clara kann noch eine Menge schöner Lieder auswendig; ich werde sie für meine edle Nachbarin allein vorsingen lassen; das Kind ist so freundlich und folgsam, sie hat sich noch nie geweigert, Etwas zu thun, das Jemandem Vergnügen machen kann.“ —

Die Segnora hatte noch nicht Fassung genug errungen, um antworten zu können. Der Kuß schwebte ihr noch immer im Geiste vor; ihre Seele hing noch an den Lippen des angebeteten Kindes. Die Duegna erklärte sich diesen Zustand vollkommen und fuhr deßhalb fort, ohne auf weiteren Befehl zu warten:

„Ja, die Spitzen sind sehr schön; Ihr stellt den Preis ziemlich

hoch, Mutter, doch das thut Nichts, meine Herrin nimmt das ganze Stück; ich komme gleich zurück, um es abzuholen, und das kleine Stück von fünf Karolusgulden noch dazu. Nun bis morgen, Mutter: tausend Dank für Eueren freundlichen Empfang. Wir gehen, Segnora, nicht wahr?"

Die Gräfin wandte sich zur Mutter und sagte:

„Ich möchte der kleinen Sängerin ein Geschenk lassen; kann ich sie nochmals sehen?"

„Auf der Stelle, gnädige Frau," antwortete die Mutter und ging zum Zimmer hinaus.

„Um Gottes Willen, Segnora, was habt Ihr vor?" rief die Duegna mit gefalteten Händen.

„Ich muß sie noch küssen, ehe ich dieses Haus verlasse, selbst wenn es mich das Leben kosten sollte, Ines."

„Euer Schutzengel stehe Euch bei, Segnora; Ihr schwebt in großer Gefahr. Seid vorsichtig; sie ist schon da."

Wirklich führte die Mutter die hölzerne Clara der Gräfin zu; diese nahm die Hand des Mädchens und sagte, indem sie in ihre Tasche griff:

„Liebes Kind, Euere Stimme und Euere Artigkeit haben mich bezaubert; ich will Euch für den Gesang belohnen. Nehmt da ein kleines Geschenk von einer Freundin an, die Euch sehr lieb hat."

Das Mädchen nahm das Geschenk an und blickte voll Staunen auf die Gegenstände, die in ihrer Hand blinkten. Es war eine kleine Scheere mit einem Griff aus feinem Silber, und eine Nadelbüchse vom selben Metall.

„Küßt nun die Segnora," sprach die Duegna.

Die hölzerne Clara, die vor Freude über den Besitz des hübschen Scheerchens und der noch viel hübscheren Nadelbüchse außer sich

war, ließ sich das nicht zweimal sagen und hob ihre Arme, mit süßem Lächeln, gegen die Gräfin. Diese herzte und küßte das Kind, bis die Duegna mit der ernsten Bemerkung dazwischen fiel:

„Segnora, der Graf wartet auf Euch; er könnte Euer langes Ausbleiben übel nehmen."

Mit diesen Worten that sie einige Schritte gegen das Thor.

„Bis morgen, Frau Mutter," sprach die Gräfin, „bis morgen, mein liebes Kind. — Und wenn Ihr einen Fingerhut wünscht, so will ich Euch einen schenken, meine schöne Sängerin."

Hierauf folgte sie ihrer Duegna; das Thor wurde hinter ihnen geschlossen.

„Nun, Segnora! Segnora!" rief die Duegna, sobald sie auf der Straße waren, „Ihr wart doch sehr unvorsichtig! Diese Leute müssen den Staar haben, wenn sie nichts von dem merken, das Ihr so verborgen halten solltet, und . . . ."

Doch die Segnora schloß ihr den Mund mit der Hand und sprach, vor Entzücken außer sich:

„Schweigt, gute Ines, schweigt! Und wenn Ihr mir selbst sagtet, daß der Graf Alles entdeckt hat, und ich seinen Haß und Zorn zu fürchten habe, was wäre dabei. Ihr scheint nicht zu wissen, daß ich sie gehört, in meine Arme gedrückt und geküßt habe? daß sie mir freundlich entgegenlächelte? daß ihre Lippen mit Liebe auf meinem Mund ruhten? Lieber Gott, das ist ein Uebermaß des Glückes! Ich bin bereit alles zu ertragen und zu leiden, nur nimm mir das selige Freudegefühl nicht, das in meinem Herzen überströmt. Und Ihr, Ines, schweigt, laßt mich schwelgen in dem unnennbaren Genuß, und umwölkt den Himmel meiner entzückten Seele. Was ist der Engel schön, nicht wahr, Ines? Welcher Adel im ganzen Wesen der Nachtigall?"

Die Duegna öffnete das Hausthor mit Thränen in den Augen und schloß es wieder, sobald ihre Herrin eingetreten war.

Inzwischen war die Mutter des Waisenhauses, voll Gedanken, in das Sprechzimmer zurückgekehrt, um die Laden zu verschließen, worin die Spitzen lagen. Doch als sie dort war, hatte sie schon vergessen, was sie dort thun wollte, und setzte sich, wie verloren, in einen Stuhl, wo sie die Augen einige Zeit auf den Boden richtete und langsam zu sich selbst sprach:

„Doch die Geschichte von dem abgebrannten Dorf und dem barmherzigen Soldaten? Sollte das alles erdichtet sein? Houtvelt? Der Name ist sonderbar. Vielleicht ist es ihre Schwester — doch nein, die Clara hat ja kaum zwölf Jahre? Oder eine Nichte, eine Cousine? Wer weiß? Doch würde sich eine Cousine, oder Tante, ja selbst eine Schwester, so sehr entstellen und Thränen vergießen bei einem einzigen Kuß des Kindes? Dieß alles beherrschende Gefühl in der Seele einer Frau scheint mir — Mutterliebe zu sein. Ach, ich begreife! Arme Mutter, was muß sie leiden? Ein so schönes und reizendes Kind! Es seit Jahren nicht gesehen haben, und dann unter Mädchen finden, die zum Dienst auferzogen werden, nichts zu ihrem Schutze thun können, und nach einem einzigen Kusse mit blutendem Herzen verlassen müssen! Mit der eigenen Tochter wie mit einer Fremden sprechen, und sie nicht nach Lust kosen können? Welch harter, unnatürlicher Kampf gegen das unerbittliche Schicksal! Arme Mutter!... Doch wer weiß? Vielleicht bin ich im Irrthum, und dann ist meine Vermuthung ein Schimpf für die Gräfin! Doch wie immer, die Gräfin ist gut und einem Mädchen zugethan, das ich ungemein lieb habe. Ich will die Geheimnisse ihres Herzens nicht verrathen. Und da sie Vergnügen — und ich zweifle nicht daran — Seligkeit im Anblick der hölzernen

Clara findet, so soll die arme Mutter nur kommen; ich werde ihr helfen ...."

„Frau Mutter," rief die Pförtnerin, „Schwester Begga von den Annunciaten erkundigt sich nach dem Chorhemd des Canonicus Visscher."

„Ich komme, ich komme," antwortete die Mutter eiligst und ging der Schwester Begga entgegen.

III.

Die Sonne hatte erst einen geringen Theil ihrer Himmelsbahn durchlaufen, als die Gräfin de Almata ihre Wohnung verließ, um mit der Duegna das Waisenhaus zum zweiten Mal zu besuchen. In ihren Augen glänzte die reinste Freude; Alles auf der Welt erschien ihr so schön und freundlich, seitdem sie die gefühllose Traurigkeit langer Jahre abgeschüttelt hatte. Ihr Gatte fand in ihr eine Quelle des besten Trostes; auch erwies er sich jetzt so gut und zärtlich für sie und bezeigte ihr ein so grenzenloses Zutrauen, daß kein Argwohn mehr in seinem Herzen wohnen konnte! So besuchte sie ihren lieben Engel und fürchtete nicht, daß Spione ihr auf dem Fuße folgten.

Die Duegna klopfte am Thor.

Gewiß hatte die Mutter der Pförtnerin einen besondern Befehl ertheilt; denn kaum war sie gewahr geworden, wer am Thore stand, so machte sie dasselbe weit auf und rief voll Freude:

„Willkommen, Frau Gräfin! Euere ergebenste Dienerin. Tretet gefälligst ein; ich will die Mutter sogleich holen."

Dabei machte das Mädchen das Thor zu und eilte schnell wie

ein Reh, nach dem Hintergebäude; wenige Augenblicke nachher kam aus demselben die Mutter mit der hölzernen Clara.

Sobald das Kind bei ihrem Eintritte in das Sprechzimmer die Gräfin bemerkte, eilte es gerade auf sie, nahm ihre Hand und küßte sie.

Alle Glieder der Gräfin zitterten, doch beherrschte sie ihre Aufregung und blickte mit Wollust in die blauen Augen des Kindes, ohne etwas zu sagen. Sie hatte die Hand ihrer Clara gefaßt und liebkoste ihre Stirne und Schultern. Der eigenthümliche, fixe Blick der Gräfin erweckte sicher in dem Kinde ein noch schlummerndes Gefühl; denn plötzlich schwand das Lächeln von ihren Lippen, und sie blickte der Gräfin fragend in die Augen, als ob sie von ihr eine Erklärung erwartet hätte. Sie schien zu sagen:

„Alle Welt liebt und herzt mich, doch ist ihre Liebe etwas ganz Anderes. Woher kommt das? Und warum wünsche ich so inbrünstig bei ihr zu sein?

Vielleicht begriff die Gräfin die stumme Frage der Waisen, denn sie seufzte traurig:

„Du armes Kind!"

Die Mutter erspähte mit Aufmerksamkeit jede Bewegung im Gesichte der Edelfrau; sie sah auch, daß ihr Zustand etwas Drückendes an sich hatte, indem weder sie noch Clara ein Wort weiter fanden. Daher sprach sie:

„Gräfin, laßt uns in das Zimmer gehen, wo das Clavier steht. Ihr werdet hören, wie hübsch unsere Clara spielen kann. O, das Kind ist eine wahre Perle; Schwester Catharina, aus dem Kloster nebenan, hat ihr Musik gelernt, und sie spielt so herrlich, daß man ihr ganze Tage lang zuhören möchte, ohne zu essen und zu trinken."

Zwischen der Gräfin und der hölzernen Clara hatten Liebe und

Vertrauen schon ein Band gebildet; eine innere Ahnung trieb das Kind an, in der reichen Frau mehr als eine Beschützerin zu sehen, denn sobald die Mutter davon gesprochen hatte, in ein anderes Zimmer zu gehen, hatte Clara die Gräfin bei der Hand genommen als ob es ihre Mutter wäre. Bei dieser einfachen Bewegung glänzten die Augen der Gräfin vor Freude und Stolz, und sie führte die Kleine, wie sie es mit ihrer Tochter gethan haben würde.

Im Zimmer, wo das Clavier stand, wurde der Edelfrau ein Lehnstuhl angeboten; die Duegna setzte sich gleichfalls neben die Mutter; die hölzerne Clara stellte sich an das Clavier.

„Nun," sprach die Mutter, „singt das Lied: „„Mit Freude wollen wir singen,"" die Begleitung dazu ist so schön."

Die hölzerne Clara begann. Sie schien viel Gefühl für Musik zu haben, denn vom Anfang an war sie wie begeistert. Während ihre kleinen Finger die Tasten berührten, lachte sie den heitern Tönen entgegen, oder faltete die Stirne, wenn sie eine tiefere Saite anschlug.

Voll Bewunderung für das bezaubernde Spiel, das ihnen das Reich der Harmonie eröffnete, sahen die drei Frauen unverwandt auf die Künstlerin, bis diese ihren schlanken Hals erhob, ihre blauen Augen gen Himmel richtete und, unter Begleitung des Claviers, folgendes Lied sang:

1.

Mit Freude wollen wir singen,
Und loben die Dreifaltigkeit,
Daß sie uns möge bringen
Die himmlische Seligkeit,
Die ewiglich soll währen
Und stillen des Herzens Drang!
Wird sie es uns gewähren?
Ach! ewig ist so lang!

2.

Unendlich ist die Wonne
Dort oben im Himmelreich!
Nichts kommt unter der Sonne
Ihr im Geringsten gleich.
Denn, wie es steht geschrieben,
Bereitet den Empfang
Gott selber seinen Lieben.
Ach! ewig ist so lang!

3.

Der Chor der Heil'gen alle,
Er lobet und er preist
Gott Vater im Jubelschalle,
Den Sohn, den heil'gen Geist.
Die Guten, die verscheiden,
Sie singen der Engel Gesang
In alle Ewigkeiten;
Ach! ewig ist so lang!

4.

Maria, Gottes Mutter,
Sei unser Schirm beim Herrn,
Was du verlangst, das thut er
Für Alle so dich ehr'n.
Zu dir, du Reine, heben
Wir unserer Bitten Klang,
Daß Gott uns möge geben
Die Seligkeit, die nie zu lang.

So lange die Stimme der Sängerin mit den Perlentönen zu den Ohren der Frauen drang, hatten die Mutter und die Duegna ihr Gesicht von ihr nicht abgewandt. Doch jetzt, da das Lied zu Ende war, richteten Beide ihren Blick gegen die Gräfin, als wollten sie fragen:

„Ist das nicht himmlisch schön?"

Doch die Gräfin saß da, den Kopf über die Brust gebeugt; eine Fluth stiller Thränen fiel, ohne daß sie es wußte, auf ihren Schooß!

Die hölzerne Clara, die dieß jetzt auch bemerkte, lief mit einem lauten Schrei auf die Segnora! Sie sah sie mit einem erstaunten Blicke an und fing dann gleichfalls zu weinen an; ihr Köpfchen legte sie auf die Kniee der Gräfin, und dachte so ihr gedrücktes Herz zu erleichtern. Die Segnora hob das Kind in die Höhe, schloß es an ihre Brust, küßte ihm die Wange und benetzte die Stirne mit ihren Thränen. Doch ließ weder das Mädchen noch die Frau eine einzige Klage, einen einzigen Seufzer vernehmen.

Diese Szene war so ungemein rührend, daß die Duegna ihre Herrin mit Ehrfurcht ansah und nicht zu sprechen wagte; die Mutter hingegen war nun vollkommen überzeugt, daß sie sich in ihren ersten Voraussetzungen nicht getäuscht hatte. Demnach fühlte sie auch recht innig, was im Herzen der Segnora vorging, und sie mußte mit Gewalt gegen das Mitleiden kämpfen, das sie fast zum Weinen brachte. Nur der großmüthige Wunsch, die Gräfin nicht zu beschämen, gab ihr die Kraft sich zu bemeistern und zu thun, als ob sie die Ursache dessen, was vorging, nicht errathen hätte.

Wenige Augenblicke nachher erwachte die Gräfin aus ihrer Betäubung. Die Ruhe, die sie umgab, überraschte sie; ihre Augen begegneten denen der Mutter, die forschend auf ihr ruhten. Sie merkte selbst, daß sie sich bloßgegeben hatte, und suchte, wenigstens zum Schein, ihre Fassung wieder zu gewinnen. Sie trocknete ihre Thränen und liebkoste das Kind, um ihre fortdauernde Rührung zu verbergen. Als sie sich endlich erholt hatte, küßte sie die hölzerne Clara und sagte:

„Lieber Engel, Euere Stimme hat mich ganz verwirrt; Ihr bezaubert durch Eueren schönen Gesang.“

Doch das Kind fuhr fort zu weinen und antwortete schluchzend:

„Nun, ich singe nie mehr . . . in meinem Leben nie mehr . . .“

„Warum denn, liebes Kind?“

„Weil es Euch zum Weinen bringt. Ja gewiß, ich singe nicht mehr, weder für Euch noch für Andere — ich bin viel zu böse auf mich selbst Euch betrübt zu haben. O weh, ich bin recht unglücklich, daß ich singen kann!“

Diese Worte des Mädchens waren gewiß nicht der Art, daß sie die Gräfin beruhigen konnten. Auch war sie auf dem Punkte, auf's Neue in Thränen zu schmelzen; doch der Blick der Mutter, der sich auf den ihrigen heftete, hielt sie davon ab. Sie setzte das Kind in einer bequemen Stellung auf ihren Schooß und sprach:

„Liebe Clara, Ihr seid im Irrthum. Meine Thränen sind Freudenthränen. Habt Ihr nicht geweint, liebes Kind, als Ihr zum ersten Mal gute Musik hörtet?“

„Wenn Schwester Catharina mit Meister Huygens am Clavier zusammen singt, weine ich immer; doch ist das etwas ganz Anderes.“

„Ja, liebes Kind, es ist das Seelengefühl, das unter dem süßen Eindruck der Musik zerschmilzt.“

„Ich kenne das Seelengefühl, das zerschmilzt, das Herz, das vor Wonne bebt . . . und doch will ich nicht mehr singen . . . denn sollte ich Euch wieder so betrübt sehen, so würde ich gewiß krank davon; es thut mir so weh . . .“

„Armes Kind! Wißt Ihr wie Ihr mich am besten trösten könnt? Indem Ihr Euch aufheitert und das Weinen bleiben laßt. Ein Lächeln um Eueren Mund wird auch mich ganz fröhlich machen.“

Die hölzerne Clara hob den Kopf in die Höhe und zeigte der Segnora ein Gesicht, das zwar noch feucht von Thränen war, aber zu gleicher Zeit lächelnd strahlte. Dieser Beweis von Liebe und Herzensgüte in dem Kind rührte die Gräfin so sehr, daß sie während einer

Weile die Augen mit ihren Händen bedeckt hielt und sich erst allmählich zu neuen Liebkosungen wandte.

Die Mutter merkte wol, daß ihre längere Gegenwart der Gräfin nur lästig fallen konnte. Sie war großmüthig genug, um ihre Neugierde zu überwinden, und verließ das Zimmer mit folgenden Worten:

„Ich muß mich nach meinen Mädchen umsehen, die wirklich nicht leicht zu regieren sind. Gott weiß, welchen Unfug sie wieder treiben. Bleibt hier ruhig mit Clara, es wird Euch Niemand stören. Ich komme bald wieder."

Die Mutter hatte das Zimmer kaum verlassen, so sprach die Duegna zur Gräfin auf spanisch:

„Segnora, sollte diese Frau nichts vermuthen? Ich glaube fast, daß sie Alles errathen hat."

„Das ist sehr möglich, Ines," antwortete die Edelfrau ohne Staunen; „doch habe ich dabei nichts zu fürchten. Sie hat den kleinen Engel ebenso lieb als ich; würde sie wol etwas thun können, das dem Kinde schaden müßte?"

„Eine Frauenzunge, Segnora, spricht zuweilen, ohne daß das Herz etwas davon weiß."

„Ach Gott, liebe Ines, betrübt mich nicht, raubt mir nicht den Genuß meiner Seligkeit."

„Ich schweige, Segnora; das Geschehene ist nicht ungeschehen zu machen; genießt nur Euer Glück."

. . . .

Als die Mutter eine halbe Stunde darauf zurückkam, sprang die hölzerne Clara vom Schooße der Gräfin herab und lief ihr entgegen, um ihr ein Buch zu zeigen. Das Kind jauchzte vor Freude und hielt die Hände in die Höhe:

„O, Frau Mutter, seht doch das schöne Meßbuch an, mit den

goldenen Schließbändern und den netten Bildern. Meister Jan van den Rozier, der Euer Portrait gemacht, hat Blumen in Silber und Lasur hineingemalt. Gott! was bin ich glücklich! Und morgen bekomme ich ein Liederbuch! Und ich habe noch Perlenschnüre in der Tasche! Seht nur! Sie sind selbst für eine Königstochter zu schön!"

Die Gräfin war vom Stuhle aufgestanden und schickte sich an, das Waisenhaus zu verlassen. Sie nahm die Mutter bei der Hand und sprach, indem sie dieselbe freundlich drückte:

„Frau Mutter, ich bin Euch vielen Dank schuldig. Wenn Ihr mich in Anspruch nehmen wollt, so wißt, daß die Thüre meiner Wohnung für Euch zu allen Stunden des Tages offen steht. Ich werde immer glücklich sein, Euch einen Dienst leisten zu können."

„Ihr seid allzu gütig, Frau Gräfin. Die Ehre Euerer Freundschaft ist mir Belohnung genug. Verfügt über mich und besucht uns, so oft Euch beliebt; ich stehe immer zu Eueren Diensten."

„Bis morgen, liebe Mutter. Vielleicht habe ich einige Worte mit Euch zu sprechen, würdet Ihr Euch wol zu mir bemühen?"

„Gewiß, gnädige Frau; es ist zu viel Ehre für mich."

Die hölzerne Clara sah trübsinnig vor sich hin und schien ganz zum Weinen aufgelegt.

„Bis morgen, liebe Nachtigall!" sagte die Segnora.

„Bleibt Ihr denn nicht hier?" schluchzte das Kind.

„Morgen komme ich wieder — und bringe Euch dann das hübsche Liederbuch. Nun küßt mich noch ein Mal und vergeßt Euere Freundin nicht."

„Nein, nein, ich werde diese Nacht wieder von Euch träumen."

„So habt Ihr von mir geträumt?" frug die Gräfin erstaunt. „Und was habt Ihr geträumt, liebes Kind?"

„O, es war so schön. Ich träumte, daß Ihr meine Mutter wäret,

und daß ich, in demselben Bette mit Euch, in Eueren Armen ruhte, und Ihr mich küßtet, und ..."

„Bis morgen, bis morgen," sagte die Gräfin mit dumpfer Stimme.

Dabei zog sie die Duegna mit sich auf die Straße, als ob es sich darum handelte, einer drohenden Gefahr zu entrinnen.

IV.

„Ihr wart so gut mich rufen zu lassen, gnädige Frau," sagte die Vorsteherin des Waisenhauses, als sie in das Zimmer der Gräfin de Almata trat. „Hier bin ich völlig zu Eueren Diensten."

„Seid willkommen, Frau Mutter," sagte die Segnora. „Setzt Euch in diesen Stuhl neben mich; ich habe Etwas mit Euch zu sprechen. Ihr vermuthet wol, wovon es sich handelt?"

„Gewiß von der hölzernen Clara, gnädige Frau?"

„Ja wol. Kennt Ihr die Geschichte des Mädchens?"

„Ich weiß nicht viel davon, gnädige Frau. Clara war bereits seit einem Jahre im Waisenhause, als ich zur Vorsteherin gewählt wurde. Von den Aufsehern habe ich vernommen, daß das Mädchen, nach dem Brande eines Dorfes, ihre Eltern verlor und von einem mitleidigen Soldaten aufgenommen und verpflegt wurde. Später brachte sie die Verwendung einer Verwandten des Stifters in das Waisenhaus. Was mich betrifft, glaube ich kein Wort von dieser Geschichte; ich war immer der Meinung, daß sie erdichtet worden, um Clara's wahre Herkunft zu verbergen."

„Weiß Clara selbst nichts von Ihren Eltern?"

„Sie erinnert sich dunkel nur daran, daß sie, als kleines Kind, in einem Bauernhause auf dem Dorfe wohnte. Was mich vermuthen läßt, daß die Pflege und Liebe einer Mutter ihr nie zu Theil wurde, ist der Umstand, daß das einzige lebende Wesen, dessen sie sich erinnert, ein buntes Lamm ist, mit dem sie spielte. Dieß beweist unwiderleglich, daß das Mädchen keine Mutter hatte oder von ihr verlassen worden ist."

Bei diesen Worten verfiel die Gräfin in Gedanken und schien durch ihr Gefühl völlig fortgerissen. Die Mutter merkte es wol und täuschte sich nicht über die Ursache. Die gute Frau war überzeugt, daß die Gräfin ihr ein Geheimniß anvertrauen wollte, und suchte ihr die Gelegenheit dazu zu verschaffen. Nur hinderte sie ihr großmüthiges Herz, direkt ihr Ziel zu verfolgen. Sie fühlte, daß sie schonend mit der Gräfin umgehen und ihr nicht ein Bekenntniß entreißen müßte, das sie vielleicht nicht gleich zu machen wünschte. Und dann, wenn sie doch im Irrthum wäre!

Da sie merkte, daß die Gräfin verstummte, fügte sie, um deren Aufmerksamkeit zu wecken, ihren Erklärungen bei:

„Ja, Gräfin, das ist Alles, was ich von der Geschichte unserer hölzernen Clara weiß."

„Hölzerne Clara! Warum verbietet Ihr den Mädchen nicht, sich so häßliche Beinamen zu geben?"

„Ja, gnädige Frau, Wollen und Können sind nicht dasselbe. Wir haben an wichtigere Dinge zu denken. Ihr könnt davon überzeugt sein, daß ein Fähnlein Soldaten leichter zu leiten ist, als eine Truppe solcher Mädchen."

„Seht, Mutter, ich habe Euch ersucht zu mir zu kommen, um von Euch zu erfahren, was Jemand thun könnte, der die kleine Clara begünstigen und beschirmen wollte."

„Ich setze voraus, daß die Beschirmerin die Gräfin de Almáta selbst ist. Zuerst kann sie das Kind aus dem Waisenhause nehmen und in ihrem eigenen Hause erziehen; denn alle Waisenmädchen sind bestimmt, als Arbeiterinnen oder Mägde in Dienst zu treten, es sei denn, daß eine ehrbare Heirath ihnen das Thor des Waisenhauses eröffnet — und das kommt auch zuweilen vor.“

Die Mutter schwieg und schien auf eine Antwort der Gräfin zu warten, doch diese machte ein Zeichen der Ungeduld als wollte sie sagen:

„Weiter, weiter!“

„Dann, bekommt jede Waise etwas von ihrem Arbeitslohn; dieser unbedeutende tägliche Gewinnst wird für eine jede besonders zur Seite gelegt. Wenn sie sich verheirathen, so dient ihnen dieß Ersparniß zum Brautschatz; und verlassen sie das Haus, um zu dienen, so hilft es ihnen gegen etwaige Noth und die Versuchungen des Lasters. So kann eine Wohlthäterin das zukünftige Loos einer Waisen dadurch versichern, daß sie eine Summe Geldes ihrer Sparkasse zukommen läßt.“

„Ist das Alles, Mutter?“

„Ich kenne kein anderes Mittel, gnädige Frau; denn so lange eine Waise in unserem Hause bleibt, muß sie die vorgeschriebene Kleidung tragen und am gemeinsamen Tische essen; mit Ausnahme von ganz geringen Summen, darf sie kein Geld in Händen haben; auch kann sie, ohne besondere Erlaubniß, nicht ausgehen und das nur, um außer Haus zu arbeiten.“

Die unruhigen Bewegungen der Gräfin bewiesen zur Genüge, wie wenig sie die Erklärung der Mutter befriedigte:

„Gott! welches Loos ist der armen Clara bereitet?“

„Nun, gnädige Frau, das ist leicht vorauszusehen. Ich werde sie

im Waisenhause als meine Magd behalten, und dann wird sie auch ihre Gesellinnen bedienen, für sie waschen und kochen ..."

„Sie, die liebe Clara," rief die Gräfin ärgerlich, „soll den andern Waisen als Magd dienen?"

„Ja gewiß, gnädige Frau!"

„O das darf nicht geschehen, Mutter; das will ich nicht!"

„Seht, liebe Gräfin, ich habe diesen Beschluß aus Liebe zu dem Mädchen gefaßt; denn, wenn sie nicht mir, das heißt unserem Hause, als Magd dient, so ist es viel ärger für sie. Dann muß sie sich als Magd in einem fremden Hause vermiethen, wo sie barsch behandelt, vielleicht mißhandelt wird. Es bleibt ihr noch das Kloster; doch wäre es grausam und unmenschlich, ja selbst sündhaft, ein zwölfjähriges Kind dazu zu bestimmen, da man im Voraus nicht wissen kann, ob ein solcher Beruf später ihrem Geist und Gemüth zusagen wird."

Gerührt nahm die Gräfin die Mutter bei der Hand und sprach:

„Dank für die großmüthige Liebe, die Ihr für das Mädchen hegt; eine Mutter könnte nicht sorgsamer sein. Ihr seid eine verständige und gute Frau. Doch sagt mir, wäre es nicht möglich die kleine Clara ihrem niederen Loose zu entreißen?"

„Ich begreife Euch nicht recht, gnädige Frau."

„Könnte man ihr zum Beispiel nicht Lehrer geben, die ihr die spanische Sprache und alle Kenntnisse beibringen, welche zu einer vollendeten Erziehung gehören?"

„Nein, gnädige Frau, die Aufseher des Hauses würden dieß nicht gestatten. Eine solche Erziehung paßt nicht für eine Dienstmagd und kann nur zu Trägheit und Laster Veranlassung geben!"

„Dienstmagd, Dienstmagd!" seufzte die Gräfin und stand auf. „Wenigstens will ich das verhindern!"

Sie öffnete ein Kistchen und nahm daraus einen schweren Beutel, den sie der Mutter mit den Worten anbot:

„Seht, liebe Freundin, hier ist eine Börse voll Gold, sie enthält eine bedeutende Summe. Verwendet sie für die Sparkasse unserer Clara, und erleichtert ihr damit das Leben; verweigert ihr nichts, erfüllt alle ihre Wünsche, laßt sie alles mögliche lernen; ich will, daß der liebe Engel nicht die geringste Widerwärtigkeit erfahre. Wenn Ihr mich in diesem Vorhaben unterstützt, will ich Euch ewig dankbar sein.“

„Die Sparkassen der Waisen stehen unter der besondern Leitung der Aufseher, gnädige Frau; jede Ausgabe muß von denselben bewilligt werden. Ich kann über das Geld nicht in der Weise verfügen, wie Ihr es wünscht.“

„Welch eigenes Verhängniß kehrt doch Alles gegen mein Vorhaben!“

„Wenn Ihr erlaubt, gnädige Frau, daß ich einen kleinen Theil des Geldes zurückhalte und darüber selbst verfüge, so könnte ich Eueren gütigen Absichten zum Theil nachkommen!“

„Ja, recht gern; ich danke Euch, Mutter, daß Ihr mir so liebreich zu Hülfe kommt.“

„Den Rest des Geldes liefere ich an die Sparkasse unserer Clara als ein Geschenk der . . . . . Gräfin de Almata?“

Die Segnora erschrak sichtbar bei dieser Frage und schlug beschämt die Augen nieder.

„Soll ich sagen, daß eine Unbekannte mir diesen Schatz zukommen ließ?“ frug die Mutter mit eigenthümlicher Betonung.

„Ja, ja, eine Unbekannte,“ antwortete die Segnora; „eine Person, die verschwunden ist und von der man nichts mehr weiß. So wird es besser sein!“

Je länger das Gespräch dauerte, um so fester wurde die Ueberzeugung der Mutter, daß sie sich über die wahre Beziehung, welche zwischen der Gräfin und der hölzernen Clara bestand, nicht getäuscht hatte; zugleich bemerkte sie, daß die Segnora eine Last auf ihrer Brust fühlte, deren sie sich gern entledigt hätte; die geringe Sorgfalt, welche die Gräfin anwendete, um ihr Geheimniß zu verbergen, sprach für diese Ansicht. Die Mutter wollte daher der Segnora den Weg zu einer Erklärung — in wiefern sie dieselbe wünschte — kürzer und bequemer machen. Die Gelegenheit dazu bot sich von selbst.

„Nicht wahr,“ sagte die Segnora, „Clara wird einen spanischen Lehrer haben und in Allem unterrichtet werden, was ein Mädchen braucht, um in der Gesellschaft zu glänzen?“

„Nein, gnädige Frau, das kann nicht sein; zu viel Wissen gereicht einer Frau von niederem Stande fast immer zum Unglück!“

„Ihr seid unerbittlich, liebe Mutter. Clara ist von edler Abkunft, sage ich Euch.“

„Das wußte ich, ehe ich die Ehre hatte, Euch zu kennen, Frau Gräfin,“ antwortete die Mutter gelassen.

„Von wem habt Ihr es erfahren?“ rief die Segnora unwillig.

„Von Clara selbst!“

„Wie? Sollte Clara wissen?“

„Nein, Gräfin, sie weiß es nicht, und doch sagt sie es.“

„Erklärt mir dieses unbegreifliche Räthsel.“

„Es klingt in der That räthselhaft. Ihr habt wol schon von Nachtwandlerinnen sprechen hören, gnädige Frau?“

„Nun?“

„Die kleine Clara ist eine Nachtwandlerin!“

„O, die Arme!“

„Es ist dabei nichts zu fürchten, liebe Gräfin; sie scheint nicht

zu leiden, und es wird vorübergehen, sobald sie älter wird. Auch hat sie das Uebel nicht das ganze Jahr; es befällt sie im Monat Mai, wenn alle Knospen sich öffnen und auch das Blut in den Adern sich wilder regt. Es dauert drei bis vier Wochen."

„Und was geschieht ihr dann? Beruhigt mich um Gotteswillen, ich bin auf der Folter!"

„Ihr könnt mir glauben, gnädige Frau, daß keine Ursache vorhanden ist, Euch zu entsetzen. Als ich als Vorsteherin in das Waisenhaus kam, schlief Clara im gemeinen Schlafsaal. Ihre Anfälle von Nachtwandeln während des Frühjahrs, jagten den andern Mädchen, die damit doch bekannt waren, zuweilen einen derartigen Schrecken ein, daß das ganze Haus in Aufruhr gerieth. Dazu befürchtete ich, daß sich das Kind verwunden würde, und ließ deßhalb ihr Bettchen in die kleine Kammer im Vordergebäude über der Treppe bringen. Zuerst schloß ich das Kämmerchen jeden Abend; doch ohne Zweifel ängstigte das die kleine Clara; denn wenn sie des Nachts aufstand, schlug sie sich die Händchen gegen das Schloß roth und blau. Einmal zerschnitt sie sich an den Fensterscheiben. Meister Tyfelynck, der Doktor des Waisenhauses, befahl mir dann, die Thüre des Kämmerchens offen zu lassen. Ihr müßt wissen, gnädige Frau, daß unter dem Vordergebäude zwei Thore stehen, von denen das eine auf die Straße, das andere auf den Hof führt. Clara kann daher, wenn sie nachtwandelt, nur die Treppe herunterkommen und in dem abgeschlossenen Raume zwischen den zwei Thoren herumgehen, der nichts enthält, das sie verwunden könnte. . . . ."

„Mutter, beeilt Euch, um Gotteswillen, ich bebe wie ein Espenblatt bei Euerer Erzählung!"

Die Mutter warf einen forschenden Blick auf die Segnora und fuhr fort:

„In der Jahreszeit, wo die arme Clara nachtwandelt, verläßt sie gegen Mitternacht das Bett, geht vorsichtig die Treppe herunter und setzt sich auf der untersten Stufe nieder. Dort bleibt sie ungefähr eine halbe Stunde sitzen und steigt dann in ihr Kämmerchen zurück, wo sie bis zum Morgen ruhig fortschläft. Das Merkwürdige dabei ist, daß sie die Augen weit offen hat, mit und ohne Licht sieht und in ihren Fragen und Antworten mehr Klarheit und Gefühl zeigt als im gewöhnlichen Gespräche. Auch scheint dann ihr Gedächtniß viel schärfer zu sein als sonst; denn sie spricht von gewissen Umständen aus ihrer ersten Kindheit, welche sie im wachenden Zustand völlig vergessen hat. Eine Frau muß ihr damals zuweilen gesagt haben, daß ihre Mutter reich und von Adel ist; dieses habe ich aus Clara's abgebrochenen Reden mehr als einmal vernommen. Bei Tage muß man ihr davon nicht sprechen, denn sie weiß dann nicht das Geringste von allem, was sie beim Nachtwandeln gesagt oder gethan hat. Ja, wahrscheinlich würde sie sich nicht einmal erinnern ihr Bett je verlassen zu haben, wenn man sie nicht zuweilen geweckt hätte, indem man sie bei ihrem Namen rief; dieß bringt sie augenblicklich zur Besinnung!"

„Ihr sagt mir nicht, Mutter, ob Ihr etwas gethan habt, um das arme Kind von dem gefährlichen Uebel zu befreien. Diese Gleichgültigkeit nimmt mich Wunder. Wie ist es möglich, daß Ihr dem Leiden des lieben Engels zuschaut, ohne zu seiner Genesung Himmel und Erde in Bewegung zu setzen. O, wenn ich an Euerer Stelle wäre!"

„Ich weiß wol, Gräfin, daß Ihr dann hundert Doktoren, von nah und fern, würdet zu Rathe gezogen haben. Doch wer sagt Euch, daß ich, eine unbemittelte Frau, nicht aus Liebe zu dem Kinde das that, was eine Gräfin mit all' ihrem Gelde nicht bewerkstelligen konnte?"

„Verzeiht meiner Heftigkeit, liebe Mutter, ich leide so sehr!"

„Doch muß ich noch fortfahren, gnädige Frau; das Wunderbarste bleibt zu erzählen übrig. Wenn Clara unten an der Treppe sitzt, und man sie anredet, antwortet sie, als stünde ihre wirkliche Mutter vor ihr. Wenn man dieser Sehnsucht ihres Herzens nicht widerspricht, so wird in ihr die kindliche Liebe zur hellen Flamme; sie liebkost, küßt und lacht, setzt sich auf Eueren Schooß, streichelt Euch die Wangen, blickt Euch mit so seelenvollen Augen an und flüstert Euch dabei so bezaubernde Worte in's Ohr, daß eine geheime, unerklärliche Macht Euch mit sich fortreißt."

„Hier unterbrach die Mutter ihre Erzählung, um eine Bemerkung der Gräfin zu erwarten; doch diese saß bewegungslos da, mit ausgestrecktem Halse und geöffnetem Munde, und harrte auf eine weitere Erklärung. Die Frau fuhr demnach fort:

„Ich glaube, gnädige Frau, daß Clara's Mutter das Mädchen, als es in der ersten Kindheit war, öfters, und zuweilen stundenlang herzte und küßte und dabei viel Thränen vergoß; denn zuweilen beginnt Clara, in ihrem Scheinschlaf, zu weinen, weil sie meint, daß ihre Mutter weint. In solchen Augenblicken, gnädige Frau, sieht das Kind so zärtlich und reizend aus, daß selbst ein steinernes Herz dem Eindruck ihrer Worte und Mienen nicht entgehen könnte. O! wenn ihre Mutter es hören könnte! Gewiß würde sie alle Gefahr vergessen, um durch ihre Liebe zum Trost und Glück des Mädchens beizutragen, dessen unschuldige Seele viel leidet und schmachtet unter dem Einfluß eines geheimen Uebels. Doch Ihr weint, Gräfin; meine Erzählung hat Euch zu sehr angegriffen. Verzeiht mir!"

Die Segnora saß wie vernichtet da und hatte die Augen voll Thränen. Sie antwortete nichts auf die Ansprache der Mutter und

schien selbst ihre Gegenwart vergessen zu haben; sie rührte sich sogar nicht, als ihre Freundin sie bei der Hand nahm, um sie zu trösten.

Lange herrschte die Stille zwischen den beiden Frauen. Plötzlich hob sich die Brust der Segnora, ihre Wangen färbten sich roth, sie schlug die Augen beschämt zum Boden und seufzte mit beinahe unvernehmlicher Stimme:

„Habt Mitleiden mit mir, meine gute Freundin! Clara ist meine Tochter, ich bin ihre Mutter! Mich ruft sie, mich will sie liebkosen.“

Eine Thränenfluth erstickte hier die Stimme der Gräfin.

Die Mutter ehrte eine Weile im Stillen den Schmerz der Segnora und fing dann an, ihr allen möglichen Trost einzusprechen. Sie erzählte ihr noch mehr von Clara, zeigte ihr die Mittel, welche das Glück des Kindes sichern konnten, und suchte durch alle Eingebungen ihres edeln Herzens das Gemüth der Segnora aufzurichten. Allmählich erreichte sie ihren Zweck. — Die Gräfin, deren Herz die Last des Geheimnisses abgeschüttelt hatte, welche es so lange drückte, fühlte sich viel freier und zuletzt fast heiter gestimmt.

Noch lange unterhielten sich die beiden Frauen über das Kind und besonders über seine Krankheit, welche die Gräfin bis auf die kleinsten Umstände zu kennen wünschte.

Plötzlich erbleichte die Gräfin und bebte vor Angst.

Während die Mutter mit Staunen den Grund dieser plötzlichen Umwandlung suchte, öffnete die Edelfrau eine Lade, legte einige Spitzen auf den Tisch, worauf sie sagte:

„Mutter, Mutter, der Graf de Almata kommt; ich habe gehört wie das Thor geöffnet wurde! Entfernt Euch eilig, meine Liebe, damit er Euch nicht mehr hier finde; er könnte Euch Fragen stellen, worauf die Antwort Euch zu beschwerlich fallen würde. Verbergt das

Geld, und wenn er Euch begegnet, so sagt, Ihr hättet mir Spitzen gebracht. Geht, geht, bis morgen, denn jetzt besuche ich Euch alle Tage."

Die Mutter stand auf und verließ eilends das Zimmer, der Ton und die Miene der Segnora hatten ihr selbst Angst gemacht. Auf der Treppe begegnete sie dem Grafen de Almata, der sie zwar mit scharfen, neugierigen Blicken ansah, so daß sie zitterte, aber kein Wort mit ihr wechselte.

Auch Domingo öffnete das Thor, ohne ein Wort zu sprechen.

V.

Bereits waren vierzehn Tage verflossen, seitdem die Gräfin de Almata ihr Geheimniß der Mutter des Waisenhauses anvertraut hatte. Sie ging alle Morgen, und zuweilen auch des Nachmittags ihr Kind besuchen und blieb dann, durch Zuthun der Mutter, gegen zwei bis drei Stunden bei ihm, welche sie damit zubrachte, es zu liebkosen und ihm feine Manieren beizubringen. Sie hatte selbst schon angefangen, ihm im Spanischen Unterricht zu ertheilen. Zu jener Zeit nämlich mußte man dieser fremden Sprache mächtig sein, wofern man nicht für eine Person von niederer Abkunft gelten wollte; und da die Segnora es sich zum Zweck gemacht hatte, ihre Clara so sehr wie möglich über den Stand eines gewöhnlichen Waisenmädchens zu erheben, so war es ganz natürlich, daß sie auf diesen Punkt ihrer Erziehung ihr Augenmerk richtete.

Die hölzerne Clara, die ein sehr liebendes Herz besaß, fühlte für ihre Beschützerin eine unendliche Zärtlichkeit. Ihre lieblichen Worte

und unschuldigen Schmeicheleien, die selbst das Herz einer fremden Person eingenommen hätten, wirkten so mächtig auf das Gemüth der Gräfin, daß sie die ganze Welt vergaß und an nichts weiter, als ihren lieben Engel dachte.

Der Graf sah es ungern, daß seine Frau Tage lang fern vom Hause blieb, unter dem unwahrscheinlichen Vorwand, sie hätte in der Mutter des Waisenhauses eine alte Schulfreundin gefunden, deren Gesellschaft ihr ungemein zusagte. Der frühere Argwohn erwachte wieder, indem er sah, daß ihn die Gräfin fast gänzlich vergaß und vernachlässigte; doch wollte er seinem Worte treu bleiben; und so sehr ihn das Betragen der Segnora schmerzte und betrübte, ließ er sie nicht ausspioniren und zeigte kein Verlangen, mehr zu erfahren, als ihm die Gräfin selbst mittheilte. Dafür sammelte sich in seiner Brust ein Ungewitter von bösen Vermuthungen, dessen Ausbruch schrecklich sein mußte.

Eine Nachricht aus Spanien veränderte plötzlich die Lage der Dinge. Der Oheim des Grafen de Almata war gestorben und hatte ihn zum Erben aller seiner Güter eingesetzt. Diese Güter bestanden aus einem großen Landstriche um den Flecken Rota, in dem fruchtbaren Andalusien, aus mehreren Häusern in der Stadt Xeres de la Frontera und aus vielen Seeschiffen, die zwischen Cadix und der neuen Welt Handel trieben.

Der Reichthum, in dessen Besitz der Graf de Almata auf diese Weise gelangte, war fast nicht zu berechnen; doch mußte er nothwendig mit aller Eile nach Spanien reisen, um nicht einen Theil dieses aus einander liegenden Vermögens zu verlieren. Er sah in diesem Vorfall ein passendes Mittel, um seine Frau ohne Widerrede dahin zu bringen, die Niederlande zu verlassen. Als er der Gräfin die Abreise nach Spanien ankündigte, merkte er wol, wie sich ihr Gesicht mit der

bleichen Farbe des Todes überzog; später überraschte er ihre rothen, durch langes Weinen entzündeten Augen, doch stellte er sich, als ob er diese Traurigkeit keiner verborgenen Ursache zuschriebe. Es genügte ihm, zu wissen, daß er sich mit der Gräfin bald von dem unbekannten Gegenstande entfernte, der sie an ihr Vaterland fesselte.

Den Abend vor dem für die Reise festgesetzten Tage saßen die Segnora und die Duegna schweigend in demselben Zimmer, von dessen Fenstern die erstere die Waisenmädchen hatte ausgehen sehen. Seit geraumer Zeit wechselten beide kein Wort und schienen mit Ungeduld oder mit Furcht auf Jemanden oder auf Etwas zu warten. Ueber das Gesicht der Segnora lief von Zeit zu Zeit ein beinahe unmerkliches Freudelächeln, das bald im Ausdruck einer träumerischen Selbstvergessenheit erstarrte; die Duegna saß im Gegentheil da, wie ein Bild der düstern Muthlosigkeit.

Eben schlug es halb elf an den Kirchthürmen; da hoben die zwei Frauen den Kopf in die Höhe und blickten ängstlich nach der Zimmerthüre, hinter der sich die Schritte eines Mannes hören ließen.

„Himmel, er ist noch nicht schlafen gegangen," seufzte die Edelfrau.

Der Graf de Almata trat in das Zimmer, warf einen durchdringenden Blick auf die beiden Frauen und sprach:

„Noch auf, Catalina? Woher kommt es, daß Ihr Euch noch nicht zur Ruhe begeben habt, da wir doch morgen früh eine lange und beschwerliche Reise antreten? Ihr seid schlecht gestimmt, wie ich wol weiß, doch müßt Ihr Euch mit Geduld in das Unvermeidliche ergeben."

„Wir wollten eben zu Bette gehen, Calisto," antwortete die Gräfin, indem sie aufstand und nach einem Lichte griff.

„Es ist eigenthümlich," bemerkte der Graf, „daß heute alle Welt in diesem Hause das Bett zu meiden scheint. Da ist Domingo, der gewöhnlich von neun Uhr an schläft und schnarcht, wo er immer sitzen

mag — jetzt findet er Gründe, um fast bis Mitternacht aufzubleiben. Doch sind alle Vorkehrungen zur Reise getroffen."

Auf diese Bemerkung erwiederte die Gräfin nichts. Sie schien einer längeren Unterredung mit dem Grafen ausweichen zu wollen und legte die Hand an die Thürklinke ihrer Schlafkammer.

„Wolan, Calisto, ich werde Euerem guten Rathe folgen und suchen zu ruhen, wenn es mir möglich ist. Man verläßt sein Vaterland nicht ohne trübe Gedanken, besonders wenn man nicht weiß, ob man es je wiedersieht."

„Ihr werdet es wiedersehen, Catalina. Quält Euch nicht so sehr mit Gedanken, die Euch betrüben müssen. Nun, schlaft wol, bis morgen."

„Bis morgen, Calisto."

Der Graf verließ das Zimmer und begab sich nach seinem Schlafgemach, das auf der andern Seite des Hauses, gegen den Hof gelegen war. Die Segnora, von ihrer Duegna begleitet, trat auch in ihr Schlafzimmer.

Dort setzten sie sich jede auf einen Stuhl, ohne die Absicht zu verrathen, sich zur Ruhe zu begeben.

Sie lauschten einige Augenblicke, ob kein Geräusch mehr zu hören war; dann sprach die Gräfin mit leiser Stimme:

„Ach, Ines, sollte Domingo uns verrathen und seinem Herrn unser Vorhaben mitgetheilt haben?"

„Er wird es nicht thun, Segnora."

„Seid Ihr davon ganz sicher, Ines?"

„Ja, ich habe ihm versprochen, ihm bei unserer Ankunft in Madrid meine hübsche Antoinette zur Frau zu geben. Mit dieser Aussicht ist er bereit durch's Feuer zu laufen. Von ihm braucht Ihr nichts zu fürchten."

„Schönen Dank, liebe Ines, das mildert meine Angst; ich bebte vor Verrath; der Graf sah uns so scharf an, sein Blick drang mir in die Seele."

„Ich glaube nicht, gnädige Frau, daß er etwas Neues argwohnt. Es ist sein gewohntes Mißtrauen, das jetzt, leider, nicht unbegründet ist. Doch bitte und flehe ich, gnädige Frau, hört mich noch ein Mal an, ehe Ihr Euer gefährliches Unternehmen ausführt, und verzeiht mir, daß ich nochmals dagegen spreche."

„Sprecht, Ines; sagt was Ihr wollt, meine Liebe; doch quält mich nicht zu sehr."

„Segnora, Ihr geht mit einem Plane um, der Euer Leben und das meinige auf das Spiel setzt, der Euch um Euere Ehre bringen kann; denn wer könnte uns rechtfertigen, wenn die blutige und scheinbar gerechte Rache Eueres Gemahls unser Geheimniß mit uns beiden begraben hätte?"

„Habt ein wenig Mitleiden mit mir, Ines. Es hilft Nichts."

„An sich ist mir der Ausgang der Sache gleich; ich habe hinreichenden Muth, und sah schon öfter als einmal die Spitze eines Dolches; nur will ich, daß Ihr, der ich aus Liebe und Dankbarkeit wie eine Sklavin unterworfen bin, daß Ihr, Segnora, wißt, daß ich in diesen unvorsichtigen, ja thörichten Schritt nicht gern einwillige. Ich habe Euch davon abgerathen, nicht wahr?"

„Ja, ja, Ines."

„Mit Thränen, mit guten Reden und mit Unwillen, nicht wahr?"

„Ja, auch bürde ich Euch keine Verantwortlichkeit auf."

„So bleibt Ihr bei Euerem ersten Beschluß? Ihr wollt Leben und Ehre in Gefahr bringen, und das um einen Genuß, der vielleicht keine halbe Stunde dauert?"

„Ihr habt davon gut sprechen, Ines. Ihr möchtet mir so die

letzte Seligkeit rauben, die mir vielleicht auf Erden gegönnt ist. Morgen reisen wir nach Spanien. Wer weiß, ob wir die Niederlande je wiedersehen? Und ich sollte meine Clara verlassen, ohne daß das Wort „Mutter" aus ihrem Munde an meine Ohren geklungen hätte? ohne daß sie wisse, warum ich sie anbete? Ich soll von hier scheiden, wie eine Fremde, die sie ihrem Loose, als Magd zu dienen, gleichgültig überläßt? Nein, nein, das soll nicht sein. Ich weiß wol, Ines, daß Ihr Recht habt, und daß ich thöricht und unklug handle; allein gegen das Gefühl, das mich fortreißt, wäre jeder Kampf umsonst. Es muß sein!"

„Es wäre auf Euere Rede Manches zu erwiedern; doch ich sehe jetzt, daß es nichts fruchten würde. Wolan, es sei gewagt; fürchtet keine Bemerkungen mehr von mir; ich gehorche Euch, wie die Folgen auch sein mögen. In wenigen Minuten wird es Zeit sein. Domingo wartet auf uns mit dem Schlüssel; der Pförtner im Waisenhause ist gleichfalls bereit; er denkt, daß wir ein Werk der christlichen Barmherzigkeit üben und die kleine Clara heilen wollen."

Nach einer starken Viertelstunde, die im tiefsten Stillschweigen verfloß, stand die Duegna auf, hing der Gräfin ihren Mantel um und sagte:

„Segnora, es ist Zeit. Geht auf Eueren Fußspitzen, daß der Boden nicht krache. Und nun sprecht kein Wort mehr, so lange wir im Hause sind. Folgt mir ...."

Die beiden Frauen verließen das Zimmer und gingen im tiefsten Dunkel und mit der größten Vorsicht die Treppe hinunter. Als sie fast unten angelangt waren, hörten sie im ersten Stockwerk Geräusch. Zitternd blieben sie stehen und lauschten voll Angst; doch regte sich nichts mehr.

„Weh' uns!" sagte die Gräfin, „war das nicht im Zimmer des Grafen?"

„Seid still, Segnora," antwortete die Duegna, „ich glaube es nicht. Jetzt ist Alles wieder ruhig ...."

Und nach längerem Lauschen setzte sie hinzu:

„Es ist nichts .... Geht getrost weiter."

Und den Kopf gegen das Thor gewandt, rief sie leise:

„Seid Ihr da, Domingo?"

„Ich warte seit langem," erwiederte im Dunkeln der Diener.

Die Gräfin näherte sich mit der Duegna dem Thor; dieses wurde vorsichtig geöffnet, und sie verließen das Haus.

Als sie an das Waisenhaus kamen, ging die Hälfte des Thores wie von selbst auf; denn der Pförtner stand hinter dem Gucker, um ihre Ankunft zu erwarten.

Die Mutter des Waisenhauses empfing die Frauen und führte sie in das Sprechzimmer, wo ein Licht brannte. Dann sagte sie zur Gräfin:

„Ihr habt lange gezögert, gnädige Frau. Mit jedem Augenblicke kann Clara hier unten sein; denn ihre Stunde ist nicht so genau, sie kommt bald früher, bald später. Haltet Euch bereit, gnädige Frau. Clara darf uns nicht sehen, wir wollen indessen wach bleiben. Nehmt Euch in Acht, sie nicht beim Namen zu nennen, sonst erwacht sie augenblicklich."

„Es ist kalt," bemerkte die Edelfrau. „Könnte das Kind davon nicht krank werden, wenn es lange dauert?"

„Fürchtet nichts, gnädige Frau, ich habe für unsere Clara eigene Nachtkleider machen lassen, mit denen sie während der Zeit ihrer Krankheit gewöhnlich schläft .... Horcht, dort oben: ich höre sie ihr Bett verlassen. Nun macht schnell, wir bleiben hier. An der



2.

Treppe steht ein Stuhl zu Eurer Verfügung .... Nehmt die Lampe, gnädige Frau!"

Die Gräfin stellte sich mit dem Lichte an die Treppe. Ihr Herz klopfte laut, und sie zitterte, als ob ein gewaltiger Schrecken sie erfaßt hätte. Doch war es das Uebermaß der Freude allein, das ihre Nerven ergriff; denn es eröffnete sich ihr ein ganzer Himmel von Glück und Seligkeit. Arme Frau! In ihrer Brust loderte die unbesiegbare Flamme der allgewaltigen Mutterliebe; um das einzige Kind, das der Himmel ihr geschenkt, hatte sie acht Jahre lang getrauert und geweint, und ihre Umgebung trübsinnig gemacht; — die Liebe zu dem unglücklichen und verlassenen Kinde hatte sie zu dieser langen Marter verurtheilt. Seit kurzer Zeit freilich war sie für ihre Schmerzen belohnt worden, indem sie in den Küssen und Liebesbezeigungen ihrer Clara schwelgte — aber leider war sie noch immer eine Fremde für sie und hatte sich noch nicht „Mutter" nennen hören. Jetzt sollte sie es vernehmen, das heilige Wort, das wie ein Klang vom Himmel im Herzen einer jeden Frau seinen Wiederhall findet und es verklärt durch unnennbare Freude!

So war es kein Wunder, daß weder die Todtenstille, welche sie umgab, noch das Dunkel der entlegenen Winkel, wohin die Strahlen des kleinen Lichtes nicht drangen, auf ihr Gemüth einen Eindruck machte; sie war ganz und gar von der freudigen Erwartung auf den feierlichen Augenblick beherrscht.

Sie stand am Fuße der Treppe und blickte nach oben.

Bald erschien die hölzerne Clara; holdselig lächelte sie der Gräfin entgegen, sobald sie dieselbe erblickte.

Das Kind war ganz in weiße Leinwand gekleidet; das nicht allzulange blonde Haar wallte in Locken über ihre Schultern; ihre Wangen schimmerten wie Rosenblätter, und noch blauer als bei Tage

strahlten ihre großen Augen, weit geöffnet unter der spiegelglatten Stirne. Die eigenthümliche Erscheinung in der mitternächtlichen Geisterstunde bot jedoch nichts dar, was an ein Gespenst erinnerte; sie glich vielmehr dem spielsüchtigen Engel, den die Fantasie der Mutter sich an die Wiege des Kindes träumt.

Da ertönte ihre Stimme, hell wie ein Silberglöckchen:

„So seid Ihr da, Mutter? Ich komme, ich komme!"

Mit diesen Worten öffnete sie ihre Arme und eilte die Treppe so eilig herunter, daß die Gräfin kaum die Zeit hatte, das Licht zu Boden zu stellen, als das Kind schon an ihrem Halse hing und sie zu küssen begann, als gälte es ihre Wiederkunft nach jahrelanger Abwesenheit zu feiern. Unter die Küsse mischten sich Worte, die, wenn auch unverständlich, doch wie Perlen in das Herz der glücklichen Gräfin fielen. Die warmen Liebesbezeigungen des Kindes brachten die Segnora fast außer sich; sie schloß es stumm an ihre Brust und genoß, ihrer selbst vergessen, der unendlichen Wonne, sich einmal über das andere von ihrer Clara „Mutter" nennen zu hören.

Plötzlich machte sie sich aus den Armen der Gräfin los, setzte sich auf die letzte Stufe der Treppe hinter den hölzernen Pfeiler und zog die Gräfin bei der Hand zu sich:

„Setzt Euch auf den Stuhl neben mich, liebe Mutter; ich fühle mich recht wohl und heimisch, da Ihr mir zur Seite seid. O, ich war recht traurig und habe manche bittere Thräne geweint! Seit acht langen Tagen sitze ich hier allein und erwarte Euch . . .!"

„Ihr irrt Euch!" rief die Gräfin fast eifersüchtig. „Die Frau, von der Ihr sprecht, ist Euere Mutter nicht. Ich bin Euere Mutter, Ihr seid mein Kind!"

Erstaunt blickte die hölzerne Clara auf die Segnora und sagte:

„Warum sprecht Ihr mit mir in dem fremden Tone? Ich weiß

ja wol, daß Ihr meine Mutter seid ..... Doch warum kommt Ihr nicht täglich hierher? — Ihr habt es wir doch versprochen, und die andern Kinder, die eine Mutter haben, dürfen immer bei ihr bleiben!"

Traurig senkte sich das Haupt der Gräfin; ein schmerzlicher Seufzer war ihre einzige Antwort auf Clara's Frage. Diese bemerkte es und sprach:

„Seid nicht traurig, liebe Mutter; ich will es nicht mehr sagen. Ich weiß, daß es Euere Schuld nicht ist, wenn Ihr nicht immer kommen könnt."

Und die Gräfin mit ihren kleinen Armen umschlingend, legte sie ihr Köpfchen an ihre Wange und schmeichelte:

„Ihr seid nicht mehr böse, liebes Mütterchen? Ich sehe Euch so gern; in Eueren Armen ruhen zu können, macht mich so glücklich, wie die Engel im Himmel es sind. Doch dürft Ihr nicht so finster aussehen, sonst fange ich an zu weinen ...."

Die Schmeichelrede des Kindes schien jedoch auf das Gemüth der Gräfin keine Macht zu üben; sie ließ sich küssen und herzen, während andere Gedanken sie beschäftigten. Sie hatte gehofft, daß sie ihrer Clara würde sagen können: Ich bin Euere Mutter, und daß das Kind, zum Mindesten in seinem Scheinschlafe, die Wichtigkeit dieser Eröffnung fühlen würde. Doch Clara, die sie von selbst als ihre wirkliche Mutter behandelte und zwischen ihr und der Vorsteherin des Waisenhauses keinen Unterschied zu machen schien, machte ihr die Ausführung ihres Planes unmöglich. So fand sie in dem lange mit Sehnsucht erwarteten Zusammenkommen nicht das geträumte Glück und sprach, ganz niedergeschlagen über ihre Enttäuschung:

„Armes Kind, die andere Frau ist Euere Mutter nicht; ich allein weiß, wie viel Schmerzen Euere Geburt mich gekostet hat, ich allein habe Jahre lang über Euer unglückliches Loos geweint, ich allein

werde vielleicht aus Liebe zu Euch eines langsamen Todes sterben.... Ach, ich setze mein Leben der Rache eines erzürnten Gatten aus, ich setze meinen Ruf und die Ehre meines Stammes auf das Spiel, um nur einmal aus ihrem Munde das Wort „Mutter" zu hören, und leider begreift sie mich nicht!"

Am Schluß dieser Rede waren die Augen der Gräfin voll Thränen. Die hölzerne Clara, die auch aus Sympathie weinte, sah sie verwundert an, als ob sie die Klänge einer fremden, unverständlichen Sprache vernähme; endlich schluchzte sie:

„Gott, liebes Mütterchen, will man Euch etwas Uebles anthun? Weßwegen?"

Die Segnora hielt das Kind fest gegen ihre Brust und küßte es schweigend. So blieb sie eine geraume Zeit in düsterm Sinnen verloren, dann hob sie den Kopf in die Höhe, trocknete ihre Thränen und erfaßte mit Inbrunst die beiden Hände des Kindes. Darauf rief sie, wie außer sich und mit entstelltem Gesichte:

„Clara, Clara!"

Dabei sah sie das Kind starr an und erwartete mit Zittern die Wirkung des Rufes.

Das Mädchen rieb sich die Augen, wie Jemand der aus dem Schlafe erwacht, warf ängstliche Blicke um sich und rief:

„Gott, wo bin ich? Es ist Nacht!"

Und sie warf sich in die Arme der Segnora:

„Ich habe Angst; es ist hier so einsam und kalt."

Die Segnora ließ dem Kinde Zeit, die Gegenstände um sich zu erkennen und sich von ihrer Furcht zu erholen, und sprach dann:

„Clara, meine Liebe, Ihr erkennt mich doch?"

„Ja, gnädige Frau; und jetzt, da ich sehe, daß Ihr bei mir seid,

ist meine Angst ganz geschwunden. Doch was thun wir hier so mutterseelen allein, mitten in der Nacht?"

„Setzt Euch nieder, Clara, und hört mich an, ohne zu sprechen; ich habe Euch etwas mitzutheilen, was Ihr in Euerem ganzen Leben nicht vergessen müßt."

„Gott, wie Ihr zittert, gnädige Frau! Es wird mir wieder recht bang."

„Beruhigt Euch, Clara. Es kann uns hier nichts Böses widerfahren. Hört mich aufmerksam an, um des Himmels Willen. Man nimmt Euch für eine arme Waise, Clara; man meint, daß Ihr dazu bestimmt seid, als Magd zu dienen und den Befehlen eines Lohnherrn zu gehorchen. Ihr denkt gleichfalls so und seid mit Euerem harten Loose zufrieden. Doch ist es nicht wahr, Clara! einst werdet Ihr als Herrin befehlen, in reichen Kleidern prangen, in einer Kutsche fahren; dann werden die Reichsten im Lande sich um Euch bewerben, und Ihr mit Stolz auf Alles herabsehen, was Euch an Euere niedere Bestimmung erinnert. Denn seht, liebes Kind, Euere Mutter, die für Euer Glück gern ihr Leben ließe, ist von Adel, reich und mächtig — und sie wird ihren Engel niemals verlassen . . . . !"

Bei diesen Worten umarmte sie das Kind feurig und rechnete gewiß darauf, daß es gleichfalls in Liebesbezeigungen ausbrechen würde; aber die hölzerne Clara schien im Gegentheil in tiefe Betrachtungen verloren und sprach zu sich selber:

„Ich soll reich werden, in einer Kutsche fahren und schöne Kleider tragen! Und ich habe eine Mutter! Was möchte ich sie gern sehen....! Doch warum holt sie mich nicht? Ich kenne meine Mutter nicht....!"

Die Gräfin war fast außer sich; in ihren Augen brannte eine unheimliche Gluth, und das Lachen des Wahnwitzes entstellte ihre

Züge. Sie nahm den Kopf des Kindes zwischen ihre Hände, blickte ihm tief in die blauen Augen und rief:

„Seht mich doch an, theuerer Engel! Ich bin Euere Mutter. Merkt Ihr es nicht an dem brennenden Kusse, den ich Euch gebe, o Ihr Schatz meiner Seele! liebe, liebe Tochter!"

Eine innige Freude malte sich auf dem Gesichte der hölzernen Clara; doch aus ihrem Lächeln war der Zweifel noch nicht vollkommen gebannt.

„Ihr — Ihr seid wirklich meine Mutter — meine Mutter, die bei meinem Vater wohnt?"

„Euer Vater ist seit langem im Himmel, liebe Clara; er ist todt und bittet für uns beim lieben Gott," sprach die Gräfin weinend, und erstickte alle ferneren Fragen durch einen neuen Kuß. „Ich bin Euere einzige, ächte Mutter — und ich habe kein Kind außer Euch!"

„Dafür sei die heilige Jungfrau Maria gepriesen!" antwortete das Mädchen unter Thränen. „Dafür will ich ihr zu Ehren mein Leben lang die schönsten Lieder singen, denn das ist ihr Werk. Was bin ich froh und glücklich, daß Ihr meine Mutter seid! Ich hatte Euch schon vorher so gern!"

Da ließ sich im Dunkeln eine geheimnißvolle Stimme hören:

„Segnora, Segnora, es ist Zeit!"

In aller Eile flüsterte die Gräfin der hölzernen Clara einige Worte in's Ohr. Sie fürchtete wol von der Duegna verstanden zu werden, die, ein ungewünschter Zeuge, in der Nähe stand und lauschte. Lange dauerte die Unterredung im Stillen; Thränen und Lachen, Schmerz und Wonne zeigten sich abwechselnd auf beider Gesicht, bis die hölzerne Clara entschlossen aufstand und mit einem feurigen Kuß ihrer Mutter sagte:

„Ich werde es Niemandem erzählen, daß Ihr mich geweckt habt,

und Niemand wird erfahren, daß Ihr meine Mutter seid. Doch kommt Ihr auch wieder zurück, nicht wahr, liebes Mütterchen? Ich will auf Euch warten und nicht traurig sein. Geht nur getrost auf die Reise! Ich bete hier zum heiligen Engel Michael, daß er Euch unterwegs beschütze!"

Die Gräfin nahm das Licht und ging mit dem Kinde nach oben; kurz darauf kam sie zu den beiden Frauen herunter, die seit langem mit Ungeduld auf sie warteten.

„Kommt, Ines," sagte die Segnora; „laßt uns jetzt eilig nach Hause zurückkehren. Clara ist hinaufgegangen und schläft jetzt ruhig. Frau Mutter, morgen früh lasse ich Euch rufen; wir reisen erst am Nachmittag ab, so daß mir die Zeit bleibt, manches Wichtige mit Euch zu besprechen."

Die Segnora und ihre Duegna verließen das Waisenhans und eilten ihrer Wohnung zu. Vor dem Thore angelangt, klopften sie leise dagegen, um es sich von Domingo öffnen zu lassen. Sie erhielten aber keine Antwort, obgleich sie das Zeichen mehrmals wiederholten. Schon fing die Segnora an, an allen Gliedern zu zittern, als die Duegna, die mit der Hand an das Thor drückte, entdeckte, daß es nicht verschlossen, sondern nur angelehnt war.

„Fürchtet Nichts, Segnora," flüsterte sie; „der faule Domingo sitzt wol in der Nähe und schläft. Das Thor ist offen, tretet still ein und macht keinen Lärm auf der Treppe."

Die Duegna schloß das Thor mit Vorsicht, und sie gingen Beide, im Dunkeln tastend, die Treppe hinauf; ihre Schritte machten nicht den geringsten Lärm, der sie hätte verrathen können. Erst als sie die Thüre des Schlafzimmers der Gräfin erreichten, athmeten sie freier auf; es schien ihnen eine Centnerlast von der Brust genommen zu

sein. So hatten sie ihr gefahrvolles Vorhaben ausgeführt und waren wieder in Sicherheit, ohne auf einen Unfall gestoßen zu sein!

Die Duegna öffnete die Thüre des Schlafzimmers und ließ ihre Herrin zuerst eintreten; doch bei dem zweiten Schritt, den diese zu machen wagte, fiel sie mit einem entsetzlichen Angstschrei bewußtlos zum Boden. Bleich und zitternd stand die Duegna an der Seite ihrer Herrin, ohne ihr zu Hülfe zu kommen; denn bei dem unsichern Schimmer einer Kerze hatte sie im Grunde des Zimmers eine schreckliche Erscheinung erblickt, welche in ihr eine wahre Todesfurcht weckte. Da saß der Graf de Almata am Bette seiner Frau, eine Pistole in jeder Hand und vor Wuth außer sich, wie ein verwundeter Löwe! Seine glühenden Blicke fielen auf die Segnora; er stand mit einem höllischen Hohngelächter auf und richtete den Lauf einer Pistole gegen die ohnmächtige Frau ...., plötzlich schien ihn ein anderes Gefühl zu bemeistern; sein Arm ließ wie gelähmt das Todesinstrument fallen, und er lief aus dem Zimmer, wie Jemand, der beim Gedanken eines Mordes zurückschaudert und der eigenen Raserei entfliehen will. Unterwegs rief er der vernichteten Ines einen furchtbaren Fluch in's Ohr und verschwand auf der Treppe im Dunkeln. Die Duegna stürzte auf ihre Kniee neben die Segnora und benetzte sie mit ihren Thränen. Schon hatte sie vergessen, welcher Gefahr ihr eigenes Leben ausgesetzt war, um allein an ihre arme Herrin zu denken.

VI.

Die Gräfin saß allein im Zimmer, das auf die Straße ging. Ihr Kopf ruhte auf der Armlehne des Stuhles; ihr Haar hatte sich

unter der Haube losgemacht und hing ihr verwirrt um den Hals; ihre Kleider waren in Unordnung und zerknittert. Es herrschte um sie eine unheimliche Stille; sie schien fast eine Leiche und in der Stellung geblieben zu sein, in welcher der Tod sie überrascht hatte. Nur an dem langsamen, doch gewaltigen Schwellen ihrer Brust konnte man merken, daß das Leben nicht völlig von ihr gewichen; doch eben so schnell erkannte man, welche unendliche Marter die Unglückliche ausgestanden haben mußte, die jetzt vom Uebermaß des Schmerzens vernichtet da lag.

Ein Geräusch, welches das heftige Zuwerfen des Thores verursacht hatte, brachte sie dazu, mit Beben den Kopf ein wenig in die Höhe zu heben; doch bald darauf sank sie wieder bewußtlos in die Ecke des Lehnstuhls zurück.

Die Duegna trat hastig, doch mit leisen Schritten in's Zimmer ein, faßte ihre Herrin beim Arme und sprach fröhlich:

„Segnora, laßt uns Gott danken; der Graf ist eben zurückgekommen."

Die Gräfin, durch diese Nachricht gestärkt, setzte sich aufrecht, hob die Hände zum Himmel und rief voll Dankbarkeit:

„Gesegnet seist du, lieber Gott, daß du das Unglück verhütet hast! Beschütze mein Kind, mein unschuldiges Kind! .... Ich darf sterben als ein Sühnopfer .... aber er, der gute Mann, dessen Leben ich vergiftet habe .... Dank dem Himmel, daß er unversehrt geblieben ist! Sein Engel hat in ihm den entsetzlichen Gedanken abgewehrt; der Allvater wollte nicht, daß der Vorwurf eines Mordes mein Gewissen belasten sollte! Darum sei dein Name gepriesen!"

„Aber," rief die Duegna unter dem Einfluß einer unbesiegbaren Angst, „jetzt ist der Graf im Haus! Er kann jeden Augenblick kom-

men .... sagt, was sollen wir thun? Ich bin ganz rathlos und habe eine wahre Todesangst."

„Geht schnell, Ines, geht, um mit ihm zu sprechen."

Die Duegna schien zu diesem Schritt nicht zu sehr aufgelegt; sie senkte ihren Kopf und stand verstummt da.

„O, weh mir," rief die Gräfin, „Ihr wagt es nicht! Ines, wollt Ihr, daß ich selbst hingehe? Ihr, die Ihr so beredt seid und des Herzens Saiten so gut zu rühren wißt, Ihr wollt mich in diesem Augenblicke der Noth verlassen?"

„Ach, theuere Herrin," seufzte die Duegna, „Ihr dürft es nicht wagen. Hättet Ihr es gesehen, wie er mit flammenden Augen und zornentstelltem Gesicht vom Hause fortlief, Ihr würdet fliehen, denn der Tod ist in seinem Gefolge!"

„So weigert Ihr mir den letzten Dienst," sagte die Gräfin schmerzlich und ließ den Kopf sinken; „Ihr habt nicht mehr den Muth, den guten Vorsatz auszuführen, welchen Ihr selbst als letztes Rettungsmittel mir angewiesen habt? Wolan, es sei gewagt! Ich empfehle meine Seele dem Herrn und erwarte mit Ergebung den harten Schlag, der mich treffen wird."

Die Duegna lehnte ihre Stirn gegen den Rücken des Stuhles und weinte im Stillen. Nach einigen Augenblicken der vollkommensten Stille hob die Gräfin den Kopf in die Höhe und sprach:

„Wie, ich sollte so undankbar und feig sein! Mein Pflichtgefühl, mein blutendes Herz, mein geplagtes Gewissen — Alles ruft mir zu, daß ich ihn aus der Hölle des Wahnwitzes befreien muß, worin er jetzt vor Schmerz vergeht — und ich sollte vor dem Bekenntniß zurückweichen! Nein, nein!"

„Bleibt, bleibt nur, liebe Herrin!" bat die Duegna mit gefalteten Händen. „Er wird Euch ja tödten!"

Doch die Segnora gab auf diese Bitte nicht Acht und fuhr mit steigender Leidenschaft fort:

„Ich habe mein Dach bei Nacht verlassen .... er glaubt, daß ich mich des abscheulichsten Verraths schuldig gemacht habe; für mich, seine geliebte Catalina, hat er während zehn Jahren seines Lebens Glück und Ruhe geopfert; ich bin in seinen Augen zu einem verächtlichen Geschöpf herabgesunken; Liebe, Haß und Rachsucht kämpfen in seinem Innern und zerreißen sein Herz. Und ein falsches Schamgefühl oder die Furcht vor dem Tode sollte mich vermögen, ihn dem Streite mit so entsetzlichen Gedanken noch länger auszusetzen. Nein, Ines, wenn ein Schlachtopfer fallen muß, so kann nur ich, die Schuldbeladene, es sein .... Es ist beschlossen, bleibt hier, ich gehe ....“

Mit diesen Worten schritt sie gegen die Thüre; doch die alte Duegna warf sich vor sie auf die Kniee und rief:

„Vergebung, Vergebung, gnädige Frau!“

„Ich habe Euch nichts zu vergeben, meine Liebe,“ antwortete die Segnora und richtete die Duegna auf, um sie zu küssen. „Ich begreife Euere Furcht, Ines. Bleibt ruhig und laßt mich gehen!“

„Ihr sollt nicht gehen!“ unterbrach die Duegna in gebietendem Tone. „Euer Anblick wird ihn zur Raserei treiben, und Ihr seid nicht im Stande, seinen Vorwürfen mit Worten zu begegnen, die ihn besänftigen können. Euer Muth hat mich zum Bewußtsein meiner Pflicht zurückgerufen. Und wenn auch der Tod auf mich wartet, will ich Euch als Gesandter dienen. Ich will nicht, daß meine Herrin sich ihrer eigenen Worte zu schämen habe. Mein Beschluß ist gefaßt, ich will ausführen, was ich heute Morgen versprach. Kehrt nur in Eueren Stuhl zurück und wartet mit Geduld auf mich.“

Sie ließ der Segnora keine Zeit zu Gegenvorstellungen und ver-

ließ in aller Eile das Zimmer; außen schloß sie die Thür und steckte den Schlüssel davon zu sich.

Die Duegna, die sich jetzt, nach dem Beispiel ihrer Herrin, zur völligen Verachtung jeder Gefahr erhoben hatte, bebte nicht mehr. Im Gegentheil fühlte sie sich, da sie natürlich muthig war, durch die Wichtigkeit ihrer Sendung mit neuer Kraft begabt; ohne Zaudern eilte sie durch die Gänge und fand sich bald in Gegenwart des Grafen.

Der unglückliche Gatte saß an einem Tisch, den Kopf auf eine Hand gestützt und die Augen unverwandt auf den Boden geheftet. Ihm zur Seite lagen zwei Pistolen mit gespanntem Hahne.

Als die Duegna erschien, zitterten alle seine Glieder, und ein höhnisches Lachen zog sein Gesicht krampfhaft zusammen.

„Elende Schlange, Ihr lebt noch," schrie er, ohne sich zu rühren; „Ihr bringt mir Euer Blut zum Opfer da — ich lechze nicht darnach. Das ewige Höllenfeuer wird Eueren schändlichen Verrath dereinst rächen."

Diese drohenden Worte entmuthigten die Duegna nicht; sie schwieg einen Augenblick und sprach dann mit Kaltblütigkeit:

„Graf de Almata, Ihr muthet Euerer Gattin ein Verbrechen zu, doch täuscht Ihr Euch darin! Sie hat die Treue, die sie Euch am Altare schwor, heilig bewahrt."

„Ha, der Betrug soll jetzt den Verrath wol decken! Nein, nein, es ist vorbei. Doch geht weg und reizt mich nicht; mein Zorn könnte wieder auflodern, und ich will Euer Blut nicht, wiederhole ich Euch!"

„Graf de Almata," setzte die Duegna unerschrocken fort, „seht gefälligst auf mich, ich bebe nicht .... nicht also steht die Verbrecherin vor ihrem Richter. Ihr müßt mich anhören; denn ich bringe Euch Ruhe und Frieden, vielleicht noch Glück. Ihr leidet unsägliche Pein, das Herz blutet Euch in der Brust. Wäre Euere schlimme Vor-

aussetzung gegründet, dann würdet Ihr Recht haben, nicht bloß wenn Ihr Euch foltertet, sondern selbst wenn Ihr im Blute der Schuldigen Eueren Rachedurst löschtet. Doch dem ist nicht so, Herr Graf; Euere Frau ist rein von jeder Schuld!" —

Der Graf rieb sich die Augen und richtete sich schmerzlich auf, als ob er gegen einen Gedanken zu streiten hätte, der sich seinem Geist aufdringen wollte.

„Bedenkt doch, Segnor," fuhr die Duegna fort, „wie Unrecht Ihr habt, Euch selbst zu quälen und Euere Gattin zu foltern, wenn Euch diese ohne Unterlaß geliebt hat und rein und unschuldig geblieben ist. Und das allein ist die Wahrheit, Herr Graf, jeder andere Gedanke ein entsetzlicher Irrthum."

„Wie erfrecht Ihr Euch, so zu sprechen?" rief der Graf zornig; „Ihr könnt doch die letzte Nacht nicht wegleugnen?"

„Ihr täuscht Euch, Segnor. Ich weiß wol, daß wir fehlten und uns gegen Euch schwer versündigten; nichts kann unsern Schritt entschuldigen; doch wenn auch unsere That unvorsichtig war, so hat unser Ziel nichts mit dem gemein, was Ihr vermuthet und befürchtet. Verzeiht mir die freimüthige Rede; ich erkenne Euch mit Ehrfurcht als meinen Herrn und Meister, aber hier gilt es die verkannte Tugend meiner Herrin vertheidigen. Ich bin gekommen, um Euch die Höllenqual des Zweifels aus der Brust zu nehmen. Ihr könnt mit mir verfahren, wie Ihr wollt; ich werde von der Wahrheit Zeugniß ablegen, selbst wenn der Tod mir dafür droht."

„Mein Haupt ist glühend," seufzte der Graf, „Alles dreht sich vor meinen Augen; ich leide entsetzlich . . . . Wie, Catalina sollte unschuldig sein und meine Liebe noch verdienen! Ines, Ines, wenn Ihr ein einziges Wort sagt, das nicht die lautere Wahrheit ist, so

kann ein tausendfacher Tod Euere Grausamkeit nicht vergelten! Habt Mitleiden mit mir und täuscht mich nicht!"

Mit langsamen Schritten ging die Duegna auf den Grafen zu und warf sich auf ihre Kniee ihm zu Füßen. Sie ergriff seine Hand, küßte sie mit Ehrfurcht und sagte dann:

„Mein lieber Herr, als eine Gnade für Euch selbst, für die Gräfin und für mich, bitte ich Euch darum, mich sprechen zu lassen. Ich bin gekommen, um Euch ein Geheimniß zu eröffnen, das seit langen Jahren wie ein vergifteter Schleier über Euerem Leben hängt. Wenn Ihr dabei Manches entdeckt, das Euch mit vollem Recht aufbringen kann, so läßt mich Euere unendliche Güte hoffen, daß Ihr vergeben werdet, was zu vergeben ist. Darf ich sprechen? Werdet Ihr mir lange zuhören, ohne mich zu unterbrechen?"

„Steht auf, Frau," entgegnete der Graf und wies ihr einen Stuhl an, „wenn Euere Erklärung die Wahrheit enthält, so segne Euch Gott!"

Die Duegna setzte sich nicht nieder, sondern hielt sich dem Grafen zur Seite, senkte den Kopf und hob mit niedergeschlagenen Augen also zu sprechen an:

„Graf de Almata, erinnert Euch an die Zeit, wo Ihr mit Euerem Bruder und dessen Gattin auf dem Landgute der Ghyseghems ein gastfreies Obdach fandet gegen die Verfolgung, die Ihr von den Feinden Spaniens zu befürchten hattet. Dort befand sich zu gleicher Zeit ein junger Edelmann, den Ihr als einen treuen Busenfreund liebtet, und der Euch nicht minder zugethan war. Freuden und Leiden, Hoffnung und Verzweiflung, Ihr theiltet Alles mit ihm; es war, so zu sagen, Euer zweiter Bruder ...."

„Armer Lancelot!" seufzte der Graf.

„Lancelot van Bisthoven liebte unsere Segnorita Catalina," ver-

folgte die Duegna, „Ihr selbst freutet Euch an seiner aufrichtigen Liebe und versäumtet bei keiner Gelegenheit, Lancelot's tapfern und tugendhaften Sinn in meiner Herrin Gegenwart zu rühmen. Und doch wart Ihr, Segnor, gegen Catalina's reizende Schönheit nicht unempfindlich; aber Ihr triebt die Großmuth und die Güte so weit, daß Ihr die aufkeimende Liebe im eigenen Herzen ersticktet, um das Glück Eueres Busenfreundes zu befördern. Das Lob, welches Ihr Lancelot unaufhörlich spendetet, die Gelegenheiten, die Euer erfinderischer Geist ersann, um seinen Wünschen behülflich zu sein, entzündeten endlich in meinem Fräulein die Flamme einer keuschen Liebe für Eueren Freund. Es war ein heiterer Tag — auch für Euch, Herr Graf — als im Tempel des Herrn die Verlobung meines Fräuleins mit Lancelot van Visthoven gefeiert wurde. Dieß gegenseitige Versprechen, in Gegenwart der Eltern und Verwandten geleistet, schien einem Jeden unverbrüchlich und gegen jeden Unfall geschützt. Einige Tage später sollte das heilige Band der Ehe meine Herrin mit Euerem Freunde vereinigen."

„Wehe!" rief der Graf schmerzlich, „warum erinnert Ihr mich an diese trüben Zeiten? Leide ich noch nicht genug?"

Die Duegna fuhr fort, ohne die Rührung des Grafen zu sehr zu beachten.

„Der schreckliche Tod zerriß dieses Band, ehe der Segen des Priesters es noch geschlossen hatte. Der alte Herr von Ghyseghem mußte nach Gent reisen, um den dortigen Friedensunterhandlungen beizuwohnen. Ich blieb allein mit Fräulein Catalina im Hause, das wir seit einiger Zeit in der Hochstraße bewohnten. Ihr wißt auch, Herr Graf, daß mich plötzlich eine gefährliche Krankheit befiel, und ich bewußtlos mit einem hitzigen Fieber das Bett hütete. — Da fielen die Spanier an einem Tage, den Antwerpen mit Blut und Thränen

in seine Jahrbücher eingetragen, aus dem Schlosse in die Stadt, das Schwert in der einen Hand, und die blutige Fackel in der andern. Mord und Brand folgten ihren Schritten durch unsere Straßen. Die Antwerpner Bürgerschaft griff zu den Waffen und bot einen verzweifelten Kampf. Wer immer Spanier war und ihnen in die Hände fiel, wurde aus Rache niedergemetzelt. Ich höre noch das rasende Geheul der Menge, die unser Haus bestürmte, um Euch zu tödten, ich sehe Lancelot noch vor mir, wie er, blutbespritzt, mit dem Degen in der Hand, Euer Leben gegen den tobenden Haufen zu vertheidigen suchte. Als endlich die spanische Furie*) genug Blut vergossen, und das Feuer genug Straßen verheert hatte, fand man die Leiche Lancelot's durch fünf Degenstiche durchbohrt; Euer Bruder war mit Frau und Kind in den Flammen seines Hauses umgekommen. Verzeiht mir, Graf de Almata, daß ich Euch zum Weinen bringe; ich bin dazu gezwungen. Lange nachher, da die Erinnerung an die seligen Opfer nur noch tief in den Herzen schlummerte, erwachte auf's Neue in Euch eine grenzenlose Liebe für mein Fräulein Catalina. Ihr hieltet es für Euere Pflicht, die Verlobte Eueres verstorbenen Freundes glücklich zu

---

*) Die spanischen Soldaten waren seit vielen Monaten nicht bezahlt worden und verlangten den rückständigen Sold unter Drohung von Aufstand und Plünderung. Die Einwohner Antwerpens hatten angefangen, sich mit einem Erdwalle gegen eine Ueberraschung vom Schlosse zu verschanzen; aber Sancho de Avila, der Befehlshaber der Garnison, ließ Heeresabtheilungen von allen Seiten nach Antwerpen ziehen. Am 4. November 1576 fielen die Spanier aus dem Schlosse in die Stadt ein; sie sengten und mordeten mit unendlicher Grausamkeit, legten das Feuer an mehr als 500 Häusern, worunter das Stadthaus war, und tödteten über 5000 Antwerpner. Auch an 200 Spanier verloren hierbei das Leben. Dieser Ausfall trägt den Namen der spanischen Furie.

machen, und bewarbt Euch um ihre Hand. Meine Herrin schätzte Niemanden auf Erden höher, als Euch, sie fand Niemanden großmüthiger und der Liebe würdiger, als Euch, Herr Graf.... und doch weigerte sie sich, durch eine Heirath ihr Loos an das Euerige zu binden; ja, sie wies sogar Eueren Antrag mit Angst und Schauder von sich, als ob er ihr nur Unglück und Schande bringen könnte. Ihr erinnert Euch noch, Herr Graf, wie oft Ihr Euch vergebens angestrengt, um sie zu gewinnen, wie oft sie auf ihren Knieen und unter einer Fluth von Thränen Euch gebeten, von dieser Heirath abzustehen. Es wäre überflüssig, Euch dieß Alles zu erzählen. Endlich rieft Ihr, von heißer Liebe getrieben, die Gewalt ihres Vaters zu Hülfe, und was war die Folge davon? Wie ein armes Opferlamm schlepptet Ihr die Segnorita zum Altar, um ihr dort durch moralische Gewalt das Jawort zu entreißen. Bezeuge ich die Wahrheit oder nicht?

„Ach, ich liebte Catalina mehr als mein Leben!“

„Das weiß ich, und fern sei es von mir, die Absicht meines Herrn und Meisters zu beschuldigen; doch kennt Ihr, Graf de Almata, die Gründe, aus denen meine Herrin gegen Euch kämpfte, weil sie voraussah, daß Ihr sie nur unglücklich machen könntet und daß auch sie Euer Leben vergällen und vergiften würde. Kennt Ihr das Geheimniß, das Jahre lang wie ein Alp auf uns Allen lastet?“

Sie legte ihren Kopf näher an des Grafen Ohr und sprach leise:

„Das Band, das zwischen Lancelot und Catalina bestand, konnte keine Macht auf Erden lösen; der Tod selbst vermochte nicht es zu thun: denn es lebte ein Kind Lancelot's, Herr Graf, das unschuldige Pfand der ewigen Treue zwischen dem verstorbenen Bräutigam und der schwer geprüften Frau!“

Hier erbleichte der Graf und sah die Duegna mit so starren Blicken an, daß sie den Kopf mit Angst senkte. Die schweren Athem=

züge des Grafen, dem es an Luft zu fehlen schien, bewiesen, wie sehr ihn diese Eröffnung ergriffen hatte. Folternde Gedanken von Schande und Entehrung jagten durch seinen Kopf; doch er suchte seinen Schmerz zu bemeistern und blieb stumm sitzen.

Die Duegna fuhr in trübem Tone fort:

„Gott hat Euch noch keine Kinder geschenkt, Herr Graf; es ist Euch daher nicht möglich, zu begreifen, mit welcher Allgewalt die Mutterliebe eine Frau beherrschen kann. Und selbst wenn Ihr Vater wäret, würdet Ihr es noch nicht fassen. Kein Mann auf Erden kann sich zur Fülle der Leidenschaft erheben, welche im Herzen der Mutter für ihr Kind lodert, so daß noch auf dem Sterbebette ihr letztes Lebenszeichen der Ruf ist: mein Kind, mein Kind! Und wenn die Mutter schon das Kind anbetet, das unter ihren Augen glücklich sich zum Leben heranbildet, so muß diese Liebe sich bis zum Wahnsinn steigern, wenn sie weiß, daß das Geschöpf, dem sie das Dasein geschenkt, im Elende verkommt — wenn sie weiß, daß es fremden Händen anvertraut, in der Welt verlassen dasteht, wie ein verlaufenes Lamm, und dazu noch den Stempel der Schande zu tragen verurtheilt ist! Herr Graf, meine Herrin hat acht Jahre verlebt, ohne zu wissen, wo Lancelot's armes Kind geblieben war .... acht Jahre hat sie geweint und getrauert .... acht Jahre hat ihr Mutterherz geblutet; mit Niemandem, als mit mir, ihrer Dienerin, konnte sie von ihren bittern, quälenden Leiden sprechen. Sie war genöthigt, Euch zu hintergehen, Euch, den sie das Abbild einer himmlischen Großmuth und Güte verehrte; Euch durch das Geheimnißvolle ihrer Worte und Thaten zu kränken und bis in's Innerste zu verletzen; denn Zweifel und Argwohn machen das Leben zur Hölle. O, ich sah es wol, daß die gemarterte Frau hinschwand, daß das nagende Gewissen ihr das Roth von den Wangen streifte und sie bald als ein Opfer des Todes

fallen würde. Habt Ihr nicht selbst, Herr Graf, mir mehr als einmal mit Schrecken gesagt: Meine arme Frau welkt dahin; eine geheime, unbegreifliche Qual zehrt sie aus?"

Der Graf erstickte einen Ausbruch von Zorn, und die Duegna fuhr fort:

„Endlich gabt Ihr Euere Zustimmung zu einer Reise nach den Niederlanden; dadurch rettetet Ihr das Leben meiner Herrin. Nach langem, vergeblichem Suchen gelang es uns, das Kind in Antwerpen wiederzufinden; es lebt im Waisenhause hier nebenan. Diese Nacht wollte die unglückliche Mutter noch einmal ihre unglückliche Tochter umarmen, noch einmal dem Drange der Mutterliebe folgen und die Abschiedsthränen über ihr Kind vergießen, ehe sie nach Spanien zurückkehrte. Im Dunkel der Nacht verließ die Gräfin dieses Haus; das ist jedenfalls eine strafbare Handlung; doch hatte sie dabei keinen andern Zweck, als den, ihr Kind zu umarmen. Solltet Ihr an der strengen Wahrheit meiner Erzählung zweifeln, Segnor, so erkundigt Euch bei einer armen Soldatenfrau, Namens Anna Canteels, die in der Klosterstraße wohnt und von Allem genau unterrichtet ist, da das Kind ihr anvertraut wurde. Die arme Kleine lebt im Waisenhause als eine Stadtwaise, sie führt den Namen der hölzernen Clara. Vielleicht wünscht Ihr, Herr Graf, die Umstände, welche die Unschuld Euerer Gattin beweisen, näher zu untersuchen .... Dieß Recht steht Euch zu; doch welchen Beschluß Ihr auch fassen möget, Herr Graf, so flehe ich Euch an, daß Ihr den guten Ruf meiner Herrin und das Gedächtniß Eueres Freundes Lancelot schont und Euer eigenes Haus vor Schande bewahrt! Ich habe weiter nichts zu sagen .... Ihr habt die volle Wahrheit vernommen."

Nach einer Weile sprach der Graf, der seinen Zorn zu bemeistern suchte:

„Verlaßt jetzt dieses Zimmer. Ihr verspracht mir Ruhe und Frieden zu verschaffen und Ihr habt meinem Seelenschmerz nur andere Quellen zugeführt. Neben die Wunde, die ein entsetzlicher Argwohn mir verursacht hatte, habt Ihr mir eine andere blutende Wunde geschlagen .... Ich will Freunde und Verwandte zu Rathe ziehen über das, was mir zu thun übrig bleibt; diesen Fleck will ich auf meinem Wappenschilde nicht dulden. Laßt mich jetzt allein; Euere Herrin wird meine Entscheidung erfahren, noch ehe es Abend wird ...."

Halb traurig, halb vergnügt, ging die Duegna zum Zimmer hinaus. Sie hoffte und fürchtete, und war nicht im Stande, den Erfolg ihres Unternehmens zu berechnen. Doch wenn sie bedachte, daß ihre Erklärung die Tobsucht des Grafen beruhigt und an ihre Stelle ein minder peinliches Gefühl gesetzt hatte, freute sie sich über das, was sie bis jetzt geleistet hatte. Ein einziger peinlicher Zweifel brachte von Zeit zu Zeit Falten in ihre Stirn: Wird der Graf sich von Catalina trennen? Wird er sie, seine schuldige Ehehälfte, verstoßen? Wird er allein nach Spanien reisen und so den letzten Zweig der Ghyseghems brandmarken?

In dieser Stimmung ging die Duegna in das Zimmer ihrer Herrin und schloß mit Vorsicht die Thüre hinter sich zu.

Der Graf war unbeweglich in seinem Stuhle sitzen geblieben und hielt die Augen unverwandt vor sich, wie Jemand, der in seinen Gedanken ganz versunken ist.

Nur die Züge seines Gesichts und zuweilen ein bitteres Lachen um den Mund, verriethen das Ungewitter, das in seinem Herzen tobte. Wol eine volle halbe Stunde blieb er in diesem innern Kampfe: dann fuhr er mit den Händen über Augen und Stirn, um die drückenden Gedanken von sich zu wehren. Er stand auf, ordnete seine Klei-

der, steckte eine Handvoll Gold zu sich und eilte aus dem Hause, als ob ihn ein innerer Dämon jagte.

VII.

Wahrscheinlich suchte der Graf etwas Beruhigung unter dem freien Himmel; denn er ging über die Festungswerke bis zu den Wiesen. Auch schien die Luft seinen Schmerz zu mildern und seinen Zorn zu kühlen; bald darauf kehrte er zurück und schien sich nach seinem Hause zu wenden, wo ihn doch so eben so harte Schläge getroffen hatten. Aber statt dessen ging er an seiner Wohnung vorbei und klopfte am Waisenhause. Seine Absicht war schwer zu errathen; denn der Graf hatte ein zu edles Herz, als daß er seinen Zorn auf die unschuldige Clara hätte entladen wollen. Vielleicht trieb ihn blinde Eifersucht an, wenigstens die Ursache seines bittern Looses kennen zu lernen, oder er gehorchte seiner Zweifelsucht und wollte sich vergewissern, daß die Worte der Duegna keinen schnöden Betrug verbargen.

Als die Pförtnerin öffnete, verlangte er mit gebieterischem Tone, man solle die Vorsteherin holen.

Die Pförtnerin führte ihn in das Sprechzimmer und lief eiligst in das Hintergebäude, wo die Mutter eben die Arbeit an die Mädchen vertheilte. Sie ließ diese Beschäftigung und kam in das Sprechzimmer, ohne zu vermuthen, wer da auf sie warte. Als sie den Grafen erkannte, erschrak sie und erblaßte.

„Es scheint mir, Frau," sprach der Graf höhnisch, „daß meine Gegenwart Euch überrascht und zum Zittern bringt. Holt mir das Mädchen, das man die hölzerne Clara heißt; ich will sie sehen."

Jetzt zitterte die Mutter vollends und murmelte Etwas vor sich hin.

„Wie ist's?" fuhr der Graf fort, „müssen die Aufseher des Hauses sich mit der Sache bemühen? Gehört dazu ein ausdrücklicher Befehl von ihnen?"

„Ach nein, nein!" schluchzte die Mutter eingeschüchtert.

„So erfüllt meinen Wunsch etwas schnell."

Doch die Mutter stammelte ganz verblüfft:

„Ja, ja, Herr Graf, ich glaube, daß die Kleine ausgegangen ist, doch will ich nach ihr sehen!"

„Ihr wollt mich betrügen, Frau," rief der Graf voll Aerger, „doch könntet Ihr es bereuen."

Die Mutter verließ seufzend das Zimmer und begab sich in das Hintergebäude, aus dem sie sehr bald, mit der hölzernen Clara an der Hand, zurückkam. Unterwegs sagte sie:

„Clara, es ist der Graf de Almata, der Mann Euerer Beschützerin. Er scheint aufgebracht zu sein; doch müßt Ihr Euch recht freundlich zeigen, versteht Ihr?"

„Ja, Frau Mutter, so hat es meine Beschützerin mir auch empfohlen; doch sagt sie, Ihr Mann sei so gut."

Die Mutter hatte keine Zeit auf diese Bemerkung zu antworten, denn sie war schon an der Schwelle des Sprechzimmers. Sie stellte dem Grafen die hölzerne Clara vor und blieb an der Thüre stehen, mit dem festen Entschluß, trotz Bitten und Gewalt, den Grafen mit dem Kinde nicht allein zu lassen, da sie bange war, er möchte der Kleinen ein Leid anthun.

Die hölzerne Clara stellte sich stumm vor den Grafen de Almata und blickte ihn mit ihrem gewohnten freundlichen Lächeln in die Augen. Der Segnor sah zuerst ganz erzürnt das Kind an; doch mit

dem ersten Eindruck des Engelköpfchens war sein Herz und sein Gesicht umgewandelt. Gerührt und erstaunt bemerkte er die beiden himmelblauen Perlen, die ein so liebevolles Herz verriethen, den lieben, kleinen Mund, um den ein so bezauberndes Lächeln spielte! Selbst er, der beleidigte und aufgebrachte Ehemann, gab der Macht dieses kindlichen Blickes nach!

Doch war es nicht die Schönheit Clara's allein, die hier ein Wunderwerk übte; ein anderer Umstand rührte ihn bis zu Thränen. Das Mädchen glich ihrem Vater; aus diesen reinen, unschuldigen Zügen flehte der verstorbene Lancelot um Mitleiden für sein Kind, um Gnade für seine Braut. Der Graf sah wieder seinen besten Freund vor sich stehen, er hörte seine Stimme flehend an seine Ohren klingen, und da war es ihm nicht mehr möglich, seine Augen abzuwenden von den Gesichtszügen, die ihm wie ein offenes Buch die glücklichsten Stunden seines Lebens wiesen.

Da er dem Gefühle, das sein Herz schwellte, nicht mehr widerstehen konnte, lud er die Mutter durch ein Zeichen ein, sich zu entfernen. Bereits hatte die aufmerksame Frau gemerkt, daß die Gefahr ganz vorüber war, und sich innig darüber gefreut, daß der Graf sich durch Clara's Zauber hatte gewinnen lassen. Auch verließ sie das Zimmer mit einer ehrfürchtigen Verbeugung.

Sobald der Graf sich allein mit dem Kinde befand, ließ er seinen Empfindungen einen freien Lauf; er brachte die rechte Hand an die Augen, und während er mit der andern Clara faßte, weinte er im Stillen reichliche Thränen, die seine Brust von all' dem Schmerz zu befreien schienen, der sich darin angehäuft hatte. Das Mädchen streichelte indeß seine Hand in der Absicht, den leidenden Mann zu trösten.

Der Sturm im Herzen des Grafen legte sich bald. Er besah das Kind von Neuem; doch jetzt war sein Gesicht von der Freude ver-

klärt und er schien ein süßes Lächeln auf Clara's Lippen rufen zu wollen.

„Ach, liebes Kind," sprach er in leidlich gutem Niederdeutsch, „so kennt Ihr mich, daß Ihr mich so freundlich anblickt."

„Seid Ihr denn nicht der Graf de Almata?" antwortete das Mädchen, „meine Beschützerin hat Euch lieb und erzählt mir, wie gut Ihr seid? Da muß ich Euch ja auch lieb haben, Herr Graf?"

Der Segnor hob das Kind auf sein Knie und frug schmeichelnd: „Kennst Du Deinen Vater?"

„Mein Vater ist im Himmel," war die Antwort, „und bittet Gott für mich . . . . ich habe ihn nie gesehen."

„Ich wol," sprach der Graf seufzend. „Ich habe ihn wol gesehen und gekannt, liebes Kind; es war mir ein theuerer Freund und Bruder! Ich liebte ihn so sehr! Die Thränen, die ich jetzt vergieße, rühren von Euerer wunderlichen Aehnlichkeit mit ihm!"

Die Schmeicheleien des Grafen hatten die hölzerne Clara nach ihrer gewohnten Weise schnell mit dem Grafen vertraut gemacht. Als sie vollends hörte, daß der Segnor ein Freund ihres Vaters gewesen war, schwand alle Schüchternheit aus ihrem Benehmen. Sie legte ihre Händchen um seinen Hals, küßte ihm die Wange und sagte mit dem eindringendsten Tone ihrer Stimme:

„Gott möge es Euch vergelten, daß Ihr meinen Vater so geliebt habt . . . . darum habe auch ich Euch so gern!"

„Kennt Ihr zum Mindesten Euere Mutter?"

Die hölzerne Clara beugte den Kopf und antwortete nicht.

„Herrliches Kind!" rief der Graf gerührt, „dieses Geheimniß wollt Ihr nicht verrathen; doch lügen kann Euer reines Herz auch nicht. Nein, nein, sagt es auch Niemandem auf Erden. Was? Ihr solltet unglücklich werden? Ich sollte die Stimme Eueres Vaters ver-

kennen, auf seine Bitte nicht achten und mir das Leben vergiften durch Gewissensbisse? Ich sollte undankbar sein und Liebe mit Haß vergelten? .... Liebes Kind, dankt dem lieben Gott in Eueren reinen Gebeten. Euer freundliches Lächeln hat zwei Menschenleben gerettet, von denen das eine Euch theuer ist, das andere Euch durch Wohlthaten theuer werden wird. Fühlt Ihr Euch wirklich zu mir mit Liebe hingezogen, Clara?"

„Das ist keine Frage, Herr Graf, Ihr seid der beste Freund meiner Beschützerin, und als solchen liebe ich Euch. Dazu seid Ihr, wie sie sagt, so gut und freundlich für sie. Ja, ich werde Euch immer herzlich gern haben."

Der Graf sah das Mädchen schweigend an. Ein unerklärliches seliges Lächeln glänzte auf seinem Gesichte, und er liebkoste das Kind nicht bloß mit Freundschaft, sondern selbst mit Dankbarkeit. Der Trost, den die Umwandlung seiner Gedanken in ihm hervorgebracht, das Glück, das er bei den edeln Vorsätzen genoß, die sein Leben zu einem Himmel von Liebe und Frieden machen konnten — diese neuen Gefühle strömten durch sein Herz wie eine erquickende Quelle; und mit Bewunderung blickte er wieder auf das einfältige Kind, welches auf sein wundes Herz diesen süßen Balsam gegossen hatte.

Er stand plötzlich auf, als ob er einer innern Stimme gehorchte, und sprach zur hölzernen Clara:

„Man könnte sich wol Tage lang bei Euch vergessen, Ihr liebes Kind! Ich will Euch einen guten Kuß geben; vielleicht werdet Ihr mir Glück und Frieden sichern. — Doch Ihr werdet nichts von Allem erzählen, was hier geschehen ist, nicht wahr? Kommt, küßt mich noch einmal, ich hoffe, daß es nicht das letzte Mal sein wird. Nun geht in die Werkstatt zurück und schweigt; Ihr werdet noch glücklich werden, Clara."

Der Graf verließ das Zimmer und sprach insgeheim einige Worte mit der Mutter des Waisenhauses, die ihn am Thore ängstlich erwartete. Der Graf mußte ihr eine freudige Nachricht gegeben haben, denn sie grüßte ihn recht heiter und kehrte ganz aufgeräumt zu Clara zurück, die sie zu sich hob und mit überströmendem Herzen küßte.

Der Graf de Almata hatte sich inzwischen das Thor öffnen lassen und ging mit hastigen Schritten gegen die Mitte der Stadt. Lange darauf befand er sich in der Klosterstraße, und noch später sah man ihn die Treppe des Stadthauses hinaufgehen. Er mußte diesen Tag an vielen Orten gewesen sein und manches eilige Geschäft abgemacht haben; denn er war auch ein zweites Mal im Waisenhause gewesen und noch nicht nach Hause zurückgegangen — — — — —

— — — — — — — — — — —

Es war gegen vier Uhr Nachmittags; die Gräfin saß in ihrem Stuhle, vom Weinen ganz erschöpft und niedergedrückt; nicht fern von ihr betete die Duegna, einen Rosenkranz in der Hand.

Im Herzen der Segnora herrschte jetzt nicht so viel Schrecken, aber vielleicht mehr Kummer; sie hatte von Ines erfahren, daß ihr Mann der Wahrheit vollen Glauben geschenkt und mithin den quälenden Gedanken aufgegeben, daß sie ihm untreu gewesen; doch zugleich glaubte sie, daß er sie verlassen und allein nach Spanien reisen würde. Da sie ihren Mann herzlich liebte und durch Dankbarkeit und Liebe an ihn gebunden war, so war diese Vermuthung für sie ein harter Schlag; in dieses Loos konnte sie sich nur mit Mühe ergeben.

Während sie also im Stillen weinte und trauerte über den Verlust alles dessen, was ihr hienieden so theuer war — ihrer Ehre und ihres lieben Gatten; während sie davor zitterte, daß er in der Hitze des Zornes sich Aeußerungen erlaubt hätte, die ihre und ihres Kindes Schmach beurkunden konnten; während sie in diesen drückenden

Gedanken gänzlich versunken war, ging die Thüre auf, und der Graf de Almata erschien im Zimmer.

Mit einem lauten Schrei sprang die Segnora auf; sie wagte es nicht ihren Mann anzublicken, sondern fiel vor ihm auf die Kniee und faltete die Hände:

„Gnade, Gnade, Graf de Almata! Ich habe mich an Euch schwer vergangen, und verdiene Eueren Haß und Euere Verachtung. Handelt mit mir nach Euerem Willen! Doch beschwöre ich Euch, bei dem bittern Leiden unseres Herrn, stoßt mich nicht von Euch, gebt mich nicht dem schlimmsten Tode preis. Ich will Euch gern als Magd und Sklavin dienen, wenn Ihr mir nur vergönnt, Eueren Fußstapfen zu folgen! Calisto, Calisto, erhört mein Flehen! Ich will mein Kind aufopfern, und, wenn mir Gott die Macht dazu verleiht, es völlig vergessen, um meine Schuld abzubüßen . . ."

Der Graf ließ ihr nicht Zeit auszureden; er hob sie vom Boden auf und küßte sie schweigend auf die Stirne.

Dieses Zeichen der Liebe setzte die Segnora in ein solches Staunen, daß sie halb ohnmächtig an die Brust ihres Gatten fiel. Noch sah sie ihm mißtrauisch in die Augen und rief:

„Seid barmherzig . . . . meine Sinne schwinden . . . doch nein, Ihr seid da, Calisto, und Euere Blicke zeigen nicht Haß, sondern Freundschaft . . . ."

Glücklich und in neuer Wonne schwelgend warf sie sich an den Hals ihres Gatten, der mit Liebe auf sie blickte.

„Dank, Dank" schluchzte sie; „so habt Ihr mir verziehen und gefunden, daß ich Euere Liebe noch immer verdiene? Ich darf Euch wieder lieben und Euere übermenschliche Güte verehren. Dafür seid gesegnet, Calisto!"

Der Graf faßte den Arm der Gräfin, der auf seiner Schulter

ruhte, und führte sie mit freundlichem Lächeln an das Fenster; dort wies er ihr einen Stuhl, setzte sich neben sie und sprach, indem er ihre Hand ergriff:

„Ich habe vielen Kummer gelitten; der böse Gedanke, der sich in mein Herz eingeschlichen, hat mich unsäglich geschmerzt; denn ich liebe Euch, theuere Catalina, und ich glaubte .... doch ich war im Irrthum, und so lang uns Gott hier auf Erden zusammen läßt, wollen wir nicht mehr davon sprechen. Heute habe ich eine Entdeckung gemacht, die zu meinem Glücke viel beitragen wird, wenn ich auf Euere Mitwirkung rechnen kann!"

„Zu Euerem Glücke, Calisto?" unterbrach ihn die Gräfin. „Dafür sei Gott gelobt!"

„Hört mich an," fuhr der Graf mit geheimnißvoller, doch fröhlicher Miene fort; „Ihr erinnert Euch, Catalina, daß mein armer Bruder, an jenem blutigen Tage der spanischen Furie, mit seiner Frau in den Flammen unserer Wohnung umkam. Auch sein Kind verlor dabei das Leben, wie einige Nachbarn behaupteten; andere, wie Ihr wol noch wißt, erzählten, daß sie es von einem spanischen Soldaten aus den Flammen hatten tragen sehen."

Bei dieser Frage schüttelte die Gräfin mit dem Kopfe, als ob sie zeigen wollte, daß sie davon nichts wisse.

„Ihr mögt es auch vergessen haben," erzählte der Graf weiter. „Ihr wißt, Catalina, wie sehr ich meinen Bruder liebte, und könnt daher auch meine Freude begreifen, als heute ein unerwarteter Zufall mich dieses Kind meines Bruders finden ließ."

„Das Kind Eueres Bruders?" wiederholte die Gräfin, und schien an der Wahrheit zu zweifeln.

„Das Kind des Segnor Alonzo?" rief auch die Duegna erstaunt.

„Ja, ja," antwortete der Graf, „das Kind meines seligen Bru-

ders, Don Alonzo de Almata — darüber bleibt mir kein Zweifel; ich habe die Aussage des spanischen Soldaten durch unsere Schöffen bekräftigen lassen, und bin auch im Besitz anderer unumstößlicher Beweise. Und nun, horcht mit Aufmerksamkeit auf das, was ich Euch sagen werde. — Der Himmel hat unsere Heirath nicht mit Kindern gesegnet, die Tochter meines Bruders ...."

„Also ist es eine Tochter?" rief die Gräfin.

„Ein allerliebstes Kind, schön und freundlich wie ein Engel" war die Antwort des Grafen. „Sie ist, nach Recht und Gesetz, meine einzige Erbin; und weil sie bis jetzt nicht mit der Sorgfalt erzogen wurde, welche der letzte Sprößling der de Almata beanspruchen darf, habe ich mich entschlossen, das Kind zu mir zu nehmen und es unter meinen Augen zu erziehen. Ich habe das Mädchen durch eine Urkunde an Kindesstatt angenommen, und ihr meine Erbschaft zugesichert. Offen und vor aller Welt will ich ihr wieder den Platz in meiner Familie schenken, den eine verhängnißvolle Stunde ihr geraubt hat; sie soll von Jedermann geehrt werden, wie es ihrer hohen Abstammung gebührt. Ich hoffe, liebe Catalina, daß Ihr damit einverstanden seid, sie als Mutter zu behandeln; was mich betrifft, so will ich, daß sie mich fortan ihren Vater nenne. Nicht wahr, Ihr werdet das arme Kind um meinetwillen lieben?"

Die Gräfin antwortete niedergeschlagen:

„Laßt sie nur kommen; ich werde sie lieben, weil sie Euere Blutsverwandte ist."

„Catalina," fügte der Graf leise hinzu, „ich weiß wol, welcher Gedanke Euch betrübt; doch auch dafür werde ich sorgen und Euch beistehen. Mit vereinten Kräften wollen wir das Glück aller derjenigen befördern, die uns beiden lieb und theuer sind. So geht es nach Euerem Wunsche, nicht wahr?"

„Dank, tausend Dank!“ rief die Gräfin mit freudestrahlenden Augen.

„Wolan denn,“ sprach der Graf in einem feierlichen Tone und stand auf, „dieß sei das Pfand unserer Versöhnung und unerschütterten Liebe. Ich schenke Euch das Kind meines Bruders. Seid seine Mutter wie ich sein Vater sein werde; das wird ein schönes Band zwischen uns bilden, Catalina.“

Damit reichte er der Gräfin ein Pergament, woran große rothe Siegel hingen, und fügte hinzu:

„Eine Mutter muß doch wissen wie ihr Kind heißt.“

Die Gräfin entfaltete das Pergament neugierig, doch nicht allzu hastig; doch kaum hatte sie einen Blick hinein geworfen, so warf sie sich dem Grafen zu Füßen und rief laut aus:

„Clara! meine Clara wird Euere Tochter! Gott, das ist zu viel.“

Mehr konnte sie nicht sagen; sie sank ohnmächtig in die Arme ihres Gatten, der sie vom Boden aufgerichtet hatte.

Die Duegna stand neben dem Grafen de Almata und küßte ihm weinend die Hände.

VIII.

Es war ein glücklicher und großmüthiger Gedanke des Grafen de Almata gewesen, die hölzerne Clara für das Kind seines Bruders auszugeben. Durch dieses Mittel rettete er die Annahme des Kindes von aller übeln Auslegung, und die Ehre seiner Frau von aller Nachrede. So war es ihm möglich geworden, die Segnora und ihre Tochter glücklich zu machen, dem Gedächtnisse seines Freundes Lancelot ein

Opfer der Dankbarkeit zu bringen, und in der unendlichen Liebe Catalina's seine Belohnung zu finden. Nach zehn Jahren, die er in Schmerz und Kummer zugebracht, sollte für ihn ein ruhiges, fröhliches Leben beginnen; zwischen ihm und seiner Gattin würde kein Geheimniß mehr als eine verhängnißvolle Scheidewand bestehen; Zweifel und Mißtrauen würden aufhören; Liebe und Dankbarkeit auf seine Lebensbahn die schönsten Blumen streuen. Dazu hatte ihm der Himmel ein Kind geschenkt, ein Kind, das durch viele Bande an ihn geknüpft war, und das er jetzt schon wie ein Vater liebte.

Es lag nicht im Charakter des Grafen, ein begonnenes Werk unvollendet zu lassen, besonders wenn seine Großmuth dabei im Spiele war. Der Anna Canteels und ihrem Manne hatte er eine gute Lebensrente geschenkt, um von ihnen zweckmäßige Aussagen und Stillschweigen zu erkaufen; nach zehn Jahren sollte die Rente verdoppelt werden, wenn sie das Geheimniß von Clara's Geburt bis dahin bewahrt hätten. Wie zu erwarten war, zeigten sich die armen Leute bereit, den Wunsch des Grafen zu vollziehen, um so mehr, da es nur eine gute Handlung betraf. Sie erklärten demnach vor den Schöffen der Stadt Antwerpen, daß Clara das Kind von Don Alonzo de Almata wäre, und ließen davon in Gegenwart des Grafen eine Urkunde ausstellen, worin das Waisenmädchen den Namen Brigida, Clara, Juana, Condesa de Almata empfing.

Doch war dieses noch nicht genug. Um dieses wunderbare Wiederfinden vor allem Zweifel und böswilliger Auslegung zu bewahren, hatte der Graf dafür gesorgt, die Sache mit allen Umständen in der Stadt bekannt zu machen. Die von ihm angewandten Mittel würden diesen Zweck auch erreicht haben, selbst wenn die hundert Stimmen aus dem Waisenhause nicht das ihrige beigetragen hätten, die merkwürdige Geschichte in der Stadt recht sehr zu verbreiten.

Es war also kein Wunder, daß man in der Stadt von Nichts sprach, als von dem eigenthümlichen Schicksal der hölzernen Clara, und daß Hunderte, selbst aus den höchsten Ständen der Gesellschaft, das Waisenhaus besuchten, um das Kind sehen zu dürfen; doch sahen sie sich in ihrer Erwartung getäuscht; denn in Folge eines Befehls der Aufseher, war das Kind schon ihrem vermeintlichen Oheim, dem Grafen de Almata, anvertraut worden.

Auch dem Kinde hatte man, Vorsichts halber, die Geschichte wahr zu machen gesucht; auch vermied man, sie mit fremden Leuten allein zu lassen, um aller Antwort auf neugierige und unbescheidene Fragen zuvor zu kommen.

— — — — — — — — — —

Seit drei Tagen war es für die Mädchen im Waisenhause Fest. In Betracht der wunderbaren Begebenheit sahen die Aufseher ein wenig durch die Finger und gestatteten der Mutter, während dieser Woche nicht zu sehr auf die gewöhnliche Arbeit zu dringen. Die Sparkasse eines jeden Mädchens hatte sich durch eine bedeutende Summe bereichert; der Mutter und ihrem Manne war die Zukunft gesichert. Obendrein hatte eine jede Waise kleine Gegenstände aus Gold oder Silber erhalten, welche sie bei ihrer täglichen Arbeit benutzen oder später in ihrem Hausrath verwenden konnte. Doch war das wilde Treiben im Hause nicht diesen kleinen Geschenken zuzuschreiben.

Die ältesten und fertigsten Mädchen, worunter Trees die Schäferin sich durch ihr lärmendes Wesen auszeichnete, waren seit dem frühen Morgen beschäftigt, ein Andenken für Clara zu machen; die Freude und Neugierde der andern Waisen bewirkte etwas Unordnung in der Werkstatt; denn mit jedem Augenblick standen sie auf, um zu sehen, wie sehr die Arbeit fortgeschritten war.

Wirklich verdiente es auch gesehen zu werden, dieses Pfand der

dankbaren Liebe, woran so viele arme Mädchen emsig arbeiteten, so daß die Schweißtropfen auf ihrer Stirne standen. Die Worte waren das Werk von Trees der Schäkerin; das Muster hatte ihnen Meister Jan van den Rozier vorgezeichnet. Auf einen hübschen Grund, mit gefälligen Verzierungen, waren, in Seide und goldenen und silbernen Fäden, folgende Worte gestickt:

Gearbeitet zu Ehren
der
Dona Brigita, Clara, Johanna, Gräfin de Almata,
durch
Ihre früheren Gesellinnen und jetzige Dienerinnen,
die Waisenmädchen in Antwerpen.
1589.
Gott gebe ihr Glück auf Erden, und
Später die ewige Seligkeit.
Amen.

Gegen zehn Uhr Vormittags rief Trees die Schäkerin mit heller Stimme:

„Juchhe, Schwestern, es ist fertig! Die Scheere muß nur noch die herabhängenden Fäden wegschneiden; dann können wir die Stickerei aus dem Rahmen nehmen!“

Ein allgemeiner Jubel erschallte bei dieser frohen Nachricht. Trees ließ die andern die letzte Hand an's Werk setzen und rannte gegen die Thüre:

„Da kommt der Gärtner zur günstigen Stunde! Er hat wol drei Körbe mit sich. Nur her mit den Blumen!“

Die Blumen wurden in das Zimmer gebracht, und die Mädchen fingen an eine Menge kleiner Sträuße zu binden; das konnte nicht ganz ohne Wortwechsel vor sich gehen; doch legte sich die Mutter nicht

in's Mittel, da der Streit nicht ernst wurde, sondern sah dem Treiben mit heiterm Lachen zu.

— — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde darauf standen die Waisenmädchen, eine jede mit einem Blumenstrauß in der Hand, auf dem Hof und unter dem Thore in Reih' und Glied aufgestellt; sie hatten ihre Sonntagskleider angezogen und glänzten vor Reinheit; ihre Herzen pochten; die Erwartung färbte ihre Wangen und ließ die Augen lebensfroh strahlen. Diese lebenden Rosen brachten wahrhaftig die Blumen zum Erbleichen; denn der schönste Blumenstrauß für das Menschenauge bleibt immer eine Schaar frischer Mädchen, deren natürliche Grazie durch keine künstliche Toilette entstellt ist.

An der Spitze des Haufens, hinter dem geschlossenen Hausthor, standen die vier ältesten Mädchen aus dem Waisenhause: die lange Mie, Trees die Schäkerin, Gertrud die Betschwester und Anna der Quälgeist; — sie hielten die vier Ecken eines großen rothsammtenen Kissens, das ein Direktor des Hauses ihnen geliehen und auf dem das für Clara bestimmte Geschenk lag.

Während die Waisen auf das Zeichen zum Aufbruch zu warten schienen, hörte man von der Straße das Gerassel von Wagen und das Gestampfe unruhiger Pferde. Gleich darauf öffneten sich auch beide Thorflügel. Langsam und stattlich zogen die Mädchen aus dem Hause, durch die wogende Menge, die einen großen Theil der Hospitalstraße füllte, und sich hin- und herschob, um den Zug so nahe als möglich zu besehen. Das Thor des nebenstehenden Hauses öffnete sich gleichfalls, und daraus trat Clara, als edles Fräulein in die reichsten Stoffe gekleidet, an der Hand des Grafen und der Gräfin de Almata. Diesen folgten Freunde und Bekannte in großer Menge, unter denen sich auch Schwester Catharina aus dem benachbarten Kloster, und



3.

Meister Huygens, der Organist der Hauptkirche, befanden. Clara wurde bis zu den vier Mädchen geführt, die ihr das Geschenk der Waisenmädchen anbieten wollten. Während das Kind mit pochendem Herzen die glänzende Stickerei beschaute, versuchte Trees die Schäferin im Namen ihrer früherern Kamaradinnen eine Anrede zu halten, doch schon beim zweiten Worte versagte ihr die Stimme, und ein Thränenstrom brach aus ihren Augen. Diesem Beispiel folgten nicht bloß die drei andern Trägerinnen des Kissens, sondern auch Clara selbst fing zu weinen an. Die Gräfin dankte den Mädchen für das freundliche Andenken und meinte, ihrer Traurigkeit durch einige Worte des Trostes ein Ende zu machen. Doch es wollte ihr nicht gelingen; denn wie man weiß, sind Thränen bei Frauen ungemein ansteckend. Da warf sich Clara schluchzend Trees der Schäferin um den Hals. Die andern Waisenmädchen blickten mit Rührung auf diese Szene; nach und nach wurden alle Schürzen an die feuchten Augen gebracht, und die ganze Schaar weinte im Stillen.

Nach einigen Minuten dachte der Graf, daß es Zeit wäre diese Liebesbezeigungen zu unterbrechen. Er richtete einige Worte an Clara und führte sie zum Reisewagen, der in der Nähe wartete; hierauf stieg er selbst mit der Gräfin ein. Die Lakeien sprangen hinten auf, der Kutscher schnalzte mit der Peitsche durch die Luft — und die Reisenden verschwanden um die Straßenecke und lenkten durch das Sankt Joris-Thor auf die Chaussee, die nach Brüssel führt.

Arme Waisenmädchen! Sie hatten so freudig an der Stickerei und den Blumensträußen gearbeitet! Der Gedanke, daß Clara diesen Beweis ihrer Liebe und Dankbarkeit gern annehmen würde, hatte sie selbst so vergnügt . . . und jetzt stehen sie weinend und schluchzend da! Schweigend und gedrückt kehren sie zum Waisenhaus zurück, um dort

ihren Kummer zu verbergen und ungestört um den Verlust der engelgleichen Kamaradin zu trauern!

IX.

Es war vierzehn Tage nachher; während ihrer Mußestunde gingen die Waisenmädchen im Hofe auf und ab und schienen damit beschäftigt Geld einzusammeln; auf die Aufforderung der langen Mie brachte ein jedes Mädchen eine kupferne Münze in die Schürze der Schäferin Trees. Gegen die Mitte des Platzes stand ein alter Mann auf einer Leiter und arbeitete an einem steinernen Muttergottesbilde, das die Zeit etwas beschädigt hatte und die hervorragenden Falten hatte abfallen lassen. Der alte graue Mann mußte im Waisenhause sehr bekannt sein; denn die Mädchen scherzten und unterhielten sich mit ihm. Auf einmal erhob sich in einer Ecke des Hofes ein Wortwechsel zwischen Anna und der langen Mie über einen Gegenstand, der sehr wichtig sein mußte; denn die andern Mädchen gaben auch ihre Meinung lärmend ab. Als die Berathschlagung lang genug gedauert hatte, rief Trees die Schäferin laut aus:

„Nun das dauert noch, bis daß Ostern auf einen Freitag fällt. Was wißt Ihr davon, Anna? Wir wollen Meister Steven darüber befragen. Der kann uns am besten sagen, ob es möglich ist.“

Meister Steven kehrte sich auf seiner Leiter um, um den Richter im Streite abzugeben; doch es schallten ihm von allen Seiten so viele verwirrte Fragen in das Ohr, daß er kein einziges Wort verstehen konnte.

„Was schwatzt Ihr doch zusammen, Ihr Elsterzungen?" rief er und bewegte die Hand, als ob er einen Fliegenschwarm von sich jagen wollte; „genug, genug! schweigt um Gottes Willen — sonst bekomme ich den Schwindel und falle von der Leiter. Wollt Ihr, daß der alte Steven Arme und Beine bricht! Still doch."

Trees die Schäkerin schrie noch lauter als die anderen, und behielt so die Oberhand:

„Erlaubt mir, Euch die Sache vorzulegen, und sagt nachher, ob sie Euch gefällt. Und Ihr dort, laßt das Schreien!"

„Ihr seid der größte Schreihals von Allen," murmelte die lange Mie, „so könnt Ihr immer das letzte Wort behalten. Sucht nur die Wahrheit zu reden, wenn es Euch möglich ist!"

Trees die Schäkerin antwortete nicht auf diesen Schimpf und rief dem Bildhauer zu:

„Meister Steven, sagt mir doch, ob es möglich ist. Wir haben von den Herrn Aufsehern die Erlaubniß bekommen, jede Woche einen Pfennig bei Seite legen zu dürfen, um das Portrait der hölzernen Clara machen zu lassen. Nun ist Clara nach Spanien abgereist, und es hat sie kein Maler gekannt. Freilich behauptet die lange Mie, daß ein guter Maler eine Person nicht gesehen zu haben braucht, um ihr Portrait zu machen. Ist das möglich?"

Meister Steven lachte laut auf und antwortete:

„Ja, ja, es ist möglich ...."

„Seht Ihr wol?" rief die lange Mie triumphirend.

„Ja," fuhr der alte Bildhauer spottend fort, „es ist möglich, wie es möglich ist, daß ich heute Abend den Kapaun verspeise, der jetzt beim großen Türken am Bratspieß steckt. Lange Mie, Ihr müßt mir eine

Quaste an meinen Mantel nähen — freilich habe ich noch nie einen Mantel besessen; doch das thut nichts zur Sache, nicht wahr?"

Alle Mädchen fingen an zu lachen, zum großen Aerger der langen Mie, die beschämt fortlief.

„Ihr seht wol," sagte Trees die Schäkerin zu ihren Gesellinnen, „daß es nicht sein kann. Wenn wir auch das Geld zu dem Portrait zusammenbringen — so wissen wir keinen Künstler zu finden, der die hölzerne Clara gekannt hat!"

„He, Trees, was sagt Ihr da?" rief Meister Steven, „Ihr seid um den Künstler verlegen? Und wofür nehmt Ihr mich, der ich den schönen Altar in Euerer Kapelle allein gemacht habe?"

„Aber Ihr macht keine Portraits, Meister Steven!"

„Keine Portraits? Das ist auch was Schönes, das Gemengsel von Blau und Roth, das die Herren vom Pinsel ein Portrait taufen. Wenn man mit der Hand darüber fährt, so merkt man, welche Blendung es ist. Doch sprecht von einem gehauenen Bilde! Da ist Natur darin, man kann es sehen, fühlen, tasten. Dazu habe ich von Clara's Kopf schon ein Modell in Lehm, weil ich es zum Engel am Altar brauchte. Ich kann recht leicht ihr Portrait in Holz herstellen."

„In Holz! in Holz!" spotteten die Mädchen.

„Ja, in Holz," wiederholte Meister Steven, „Ihr müßt darüber nicht so sehr lachen, liebe Kinder! Die hölzerne Clara in Holz, ist das nicht klar?"

Dieß Wortspiel sicherte dem Bildhauer den Gewinnst seines Prozesses. Er wurde beauftragt, ein hölzernes Bildniß des Waisenmädchens Clara zu verfertigen, und kam auch über den Lohn mit den Mädchen überein.

Vier Wochen später brachte Meister Steven die hölzerne Clara auf seiner Schulter in's Waisenhaus.

Dieß Bild von Meister Steven steht noch heutzutage im Waisenhause, an der linken Seite unter dem Thor, und dient als Pfeiler des Geländers der Treppe, an demselben Platze, wo die hölzerne Clara als Nachtwandlerin so oft gesessen hatte.

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.